



Zeugen des
gegenwärtigen
Gottes

Matthias Claudius

der Wandsbecker Bote

von Dr. Friedrich Seeß

Vorwort / Das Leben / Der echte Dichter
Der Volkserzieher / Der christliche Weise
Der Bote des Evangeliums



BRUNNEN-VERLAG GIESSEN UND BASEL

Matthias Claudius

Wenn viele deutsche Dichter bei ihrem Volke dauernden Ruhm erwarben, so fand wohl keiner größere Liebe als der Wandsbecker Bote. Wie kommt es, daß sein stilles Leben, das vor über zweihundert Jahren begann, noch Menschen von heute in einer zerrütteten, hoffnungslos erscheinenden Umwelt so unsäglich anzieht, daß seine Werke nach wie vor immer wieder in allen Volksschichten gelesen werden? Nun, dieser Bote hatte zu seinen Lebzeiten in bescheidener, wahrhafter, frommer Art Jahr für Jahr seinem deutschen Volk gesunde Kost in Vers und Prosa dargebracht; in schwerem, persönlichem Leid, in furchtbarer Kriegsnot geprüft und zu echtem Frieden geläutert, verkündete Claudius auf seine Weise eindringlich die selbsterfahrene Herrlichkeit und Wahrheit des Christusglaubens, den er gegenüber einer überbildeten, vernunftgläubigen oder ratlosen Welt mit aller Treue vorlebte und öffentlich bekannte. Denn nicht nur seine ernsten und heiteren Dichtungen sprechen uns heute noch an, sondern auch seine kleineren und größeren Aufsätze sind voll lebendiger Gedankenfülle und echter christlicher Weisheit, die wahrhaften inneren Halt in den Stürmen der Zeit zu geben vermag. Mit beiden Füßen fest im praktischen Leben stehend, hat Claudius als ein tapferer Streiter für Recht und Gerechtigkeit, ebenso als ein wirksamer Tröster mit überlegener Heiterkeit oder tiefem Ernst seinen Zeitgenossen den Weg aus den vorübergehenden Tagesnöten und Kämpfen hinaus in die Welt ewiger Werte gewiesen, die in Jesus Christus beschlossen sind.

Siebenter und achter Band der Sammlung
Zeugen des gegenwärtigen Gottes

Es erschienen bis jetzt:

- | | |
|-----------|----------------------------|
| Band 1 | Bodelschwingh |
| Band 2 | Pastor Wilhelm Busch |
| Band 3 | Johann Christoph Blumhardt |
| Band 4 | Carl Hilty |
| Band 5 | Samuel Keller |
| Band 6 | Margot Wurmb von Zint |
| Band 7/8 | Matthias Claudius |
| Band 9/10 | Mathilda Brede |
| Band 11 | Jung-Stilling |

Die Reihe wird fortgesetzt.

Printed in Germany
Copyright by Brunnen-Verlag Siegen 1950
Druck von Münchow'sche Universitäts-Druckerei
Wilhelm Schmitz Siegen.

Matthias Claudius der Wandsbecker Bote

Von

Dr. Friedrich Seebaß



BRUNNEN-VERLAG GIESSEN

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	5
1) Das Leben	7
2) Der echte Dichter	35
3) Der Volkserzieher	58
4) Der christliche Weise	70
5) Der Bote des Evangeliums	95

Vorwort

Es ist eine auffallende Erscheinung, daß mitten unter radikalen politischen und weltanschaulichen Richtungen mit ihrem lauten Zeitungsgeschrei im heutigen Deutschland die leise, eindringliche Stimme des Wandsbecker Boten in zunehmender Weise Tausenden von Lesern und Hörern vernehmbar wird und zur Besinnung auf den eigentlichen Sinn des Lebens in aller Not und Heße des Alltags aufruft. Zunächst wiesen bedeutende Literaturforscher wie Johannes Pfeiffer und Joachim Müller auf das dichterische Werk des Matthias Claudius hin, das viel zu wenig bekannt und gewürdigt war.

In Claudius' Lyrik zeigt sich die ganze Spannweite seiner dichterischen Existenz in Lächeln und Ernst, Kraft und Tiefe, Volksnähe und Weisheit; sie umfaßt die schwungvolle Ode und das einfache volkstümliche Lied, geistliche Dichtung und Scherzverse und Spruchpoesie in Hans Sachs'schem Sinne, echtes Naturbild und tief-sinnige Betrachtung. Mit Recht wurde in letzter Zeit wiederholt vor der einseitigen Fehldeutung gewarnt, Claudius sei ein beschaulicher Poet und behaglicher Idylliker oder nichts weiter als ein schlichtgläubiger Christ mit einem Kinderherzen; vielmehr ist sein Wesen doch verwickelter und sein Weltbild bei aller Begrenztheit umfassender, als eine solche Formel treffen oder gar erschöpfen könnte. „Auch in Claudius' Werk geschieht das Wunder der Dichtung, indem das Sichtbare und Bordergründige sich im Sinnbild zum Ursprünglichen, Unsichtbaren wendet, indem das Gedankliche im Gleichnis der Herzenssprache und Seelenstimmung eingehüllt ist.“ (Joachim Müller.)

Nachdem die grundlegende, auch heute noch nicht überholte Biographie von Wilhelm Herbst schon vor einem Jahrhundert das gesamte Werk von Claudius feinsinnig und liebevoll dargestellt hatte, war in den folgenden Generationen die Erkenntnis seiner Bedeutung verloren gegangen, bis in unseren Tagen mehr und mehr auch der hohe Wert seiner Prosa wieder gesehen wurde in ihrer urwüchsigem volkstümlichen Kraft und Frische, die mit wachsenden Jahren des Dichters immer mehr von ihren stilistischen Schlacken und von ihrer humoristischen Einkleidung befreit zuletzt in schwerer schmuckloser Reife unvergängliche Werte verkündete. Vor zehn Jahren hat Johannes Herzog, der ehemalige Stadtpfarrer von Esslingen und gründliche Erforscher schwäbischen Geisteslebens „Claudius und Hamann“ in ihrem gemeinsamen Kampf gegen den Rationalismus geschildert und beider Vermächtnis an unsere Gegenwart hervorgehoben. Kurz vorher hatte Karl Kindt in einem bedeutsamen Aufsatz mit großer Entschiedenheit den „Boten der Nordmark“ in seiner apologetischen Wirksamkeit gezeichnet und den Bauern-Sokrates des Luthertums genannt. Immer häufiger wurden nun seine Werke vollständig oder in Auswahl gedruckt, seine Briefe in zwei gewichtigen Bänden gesammelt und verdienstvolle große und kleine biographische oder literarische Würdigungen veröffentlicht, so in letzter Zeit von Isabella Rüttenauer, Otto Koch und andern. Möchte auch unser Büchlein dazu beitragen, seine Botschaft weiterzugeben, die im Grunde und im Ziele nur Christus als ihr Thema hat.

In uns ist zweierlei Natur,
 Doch ein Gesetz für beide;
 Es geht durch Tod und Leiden nur
 Der Weg zur wahren Freude!

1) Das Leben.

Matthias Claudius wurde am 15. August 1740 zu Reinfeld in Holstein als zweiter Sohn des dortigen gleichnamigen Pfarrers und dessen zweiter Ehefrau Maria geboren. Seit der Reformation waren aus dem väterlichen Geschlechte in kaum unterbrochener Reihenfolge Geistliche hervorgegangen, die im Schleswig-Holsteiner Lande Luthers Lehre mit Ernst und Treue von der Kanzel verkündet hatten. In dem strohgedeckten Pfarrhause, das unter uralten Bäumen am Herrensee von weitem Wald umgeben lag, herrschte der fromme Geist der Vorfahren, wie der Eintrag des Vaters ins Taufbuch mit auffallend persönlicher Ergriffenheit bezeugt: „Der Herr gebe Gnade zu dessen Erziehung, damit er kraft solchen Bundes dereinsten eingehen möge zu seines Herren Freude um Christi willen. Amen. Vater, der du ihn aus Gnade durch die heilige Taufe erlöst hast, regiere denselben ferner mit dem Heiligen Geist, daß er dich [sic] sein Leben lang dienen möge in rechtschaffener Gerechtigkeit und Heiligkeit.“ — Die Mutter schreibt ihm in eine Bibel, die der Neunjährige zu Neujahr erhielt: „Im Namen Jesu. Mein Sohn! gedenke an Deinen Schöpfer in Deiner Jugend, ehe denn die bösen Tage kommen, und fürchte Gott, denn das ist der Weisheit Anfang, und solche Weisheit macht reich und bringt geistliche und leibliche Gaben mit sich. Vor allem danke

Gott in allen Deinen Schicksalen, die Dir widerfahren werden, und bitte, daß Er Dich regiere und Du in allem Deinem Vorhaben Seinem Wort folgest. Laß das Wort Gottes Dein edelster Schatz sein, denn dies kann Dich unterweisen zur Seligkeit, und was Du tust, bedenke das Ende, so wirst Du nimmer Ubles tun. Dies ist meine mütterliche Erinnerung und Vermahnung; wirst Du solchen nachkommen, so wirst Du gewiß des Glaubens Ende, der Seelen Seligkeit davontragen. Solches verleihe der Herr aus Gnade. Amen.“

Nur wenig wissen wir von Claudius' Jugend. Das Leben in der rein dörflichen Umgebung verlief ohne besondere Ereignisse, jedoch können wir annehmen, daß der junge Matthias nicht nur das tüchtige Erbe seines gesunden friesischen Volksstammes und seiner Ahnen unbewußt in sich aufnahm, das sich im zähen Festhalten an der heimatlichen Scholle mit ihren Sitten und Gebräuchen, in stark ausgeprägtem Familiensinn und in echter, auf die Bibel als Gottes Wort gegründeter Frömmigkeit äußerte; sondern es waren gewiß auch die gewaltigen Eindrücke der holsteinischen Ebene mit ihren unermesslichen Wäldern und vielen Seen und dem fernen Hintergrund des Meeres, die früh seinen tiefen Natursinn und den bleibenden Hang zum Landleben weckten. Die liebevolle Pflege der Musik im Elternhause brachte ein anregendes Element in den großen Familienkreis und begleitete unsern Dichter fortan, der noch in der Mitte seines Lebens daran dachte, Organist zu werden.

Eine Begebenheit blieb unvergessen in seiner Erinnerung: wie er selbst in seinen Briefen an Andres, den angeblichen Better, in Wirklichkeit sein zweites Ich, erzählt, hatte er sich als kleiner Knabe eine Seekarte von den Tiefen und Untiefen des Teichs hinter dem Pfarrhausgarten

gemacht und pflegte gern auf diesem Teiche zu schiffen. „Besinnst Du Dich noch unserer ersten Schiffahrt, als wir den neuen Kahn probierten und ich mitten auf dem Wasser herausfiel? Ich hatte schon alles aufgegeben und dachte nur daran, wie mir der Tod schmecken und was meine arme Mutter sagen würde; da sah ich Deinen ausgereckten Arm herkommen und haakte an.“ In Wirklichkeit war er durch seinen jüngeren Bruder Detlev vom Ertrinken gerettet, jedenfalls prägte sich ihm die unerwartet rettende Hand für immer ein, und so fährt er nach dem Bericht fort, auf Christus als den Erretter aus aller Not hinzuweisen.

Der Vater muß nach allen Schilderungen ein verständiger, glaubensfester Mann gewesen sein, an dem Matthias mit innigster Liebe lebenslänglich hing; von ihm erbte er nicht nur die Grundlage zu einer tüchtigen wissenschaftlichen Bildung, sondern in erster Linie die genaue Kenntniss der Bibel und des Gesangbuchs, dessen reicher Schatz an alten Chorälen ihm stets gegenwärtig war. In seinem inneren Leben spielte eine besondere Rolle das Paul-Berhardt-Lied: „Befiehl du deine Wege“, das ihm seine Mutter eingeprägt und andächtig mit ihm gesungen hatte, „wo es nicht war, wie's sein sollte“. Auch ihr bewahrte er zeitlebens eine treue, dankbare Erinnerung; ihre fromme Stille und Belassenheit ohne viele Worte, die sich später in manchen Leiden bewährte, bestimmte weithin das Gemüthsleben des Sohnes.

Den Unterricht bis zur Konfirmation, der sich auch auf die alten Sprachen und die Mathematik erstreckte, erhielten Matthias und sein jüngerer Bruder Josias vom Vater, bis beide im Jahre 1755 auf das Gymnasium der Residenzstadt Ploen kamen, das einen Tagesmarsch von Reinfeld entfernt an einem größeren See, umgeben

von weiten Buchenwäldern, lag. Der Rektor der „Evangelisch-Lutherischen Lateinischen, auch Schreib- und Rechenschule“ namens Alberti war ein ebenso gelehrter wie origineller Pädagoge, der es nicht verschmähte, gelegentlich in Schlafmütze, Schlafrock und Pantoffeln das Katheder zu besteigen. In der komischen Figur des Rektors Ahrens geistert dieser sonderbare aber tüchtige Lehrer durch manches Prosastück des späteren „Wandsbecker Boten“, der jedenfalls einen mit vielerlei Kenntnissen gefüllten Schulsack mit ins studentische Leben hinausnahm.

Die Wahl des Studiums der Theologie fiel beiden Brüdern bei der festen Familientradition nicht schwer; und so zogen Matthias mit neunzehn und Josias mit achtzehn Jahren gemeinsam auf die Universität Jena, wo sie am 21. April 1759 immatrikuliert wurden. Beim Abschied hatte ihnen der Vater ein Heft voll zahlreicher, eigens geschriebener Lebensregeln mitgegeben, in denen sie unter andern ermahnt wurden, die Studien morgens und abends durch ein andächtiges Gebet zu heiligen, andererseits sich nicht mit Kollegien zu überhäufen; auch sonst enthält das Büchlein manch praktischen Wink, z. B. die Warnung vor übergroßer Vertraulichkeit und vor leichten Händeln, wie sie damals an den Hochschulen überhand genommen hatten. Da die Theologie nur sehr mangelhaft von den dortigen vernunftgläubigen „aufgeklärten“ Professoren vertreten wurde, wandte sich der innerliche und sehr tief veranlagte Matthias von diesem Studium bald ab; ein sich rasch verschlimmerndes Brustleiden, das seine Laufbahn als Prediger zweifelhaft erscheinen ließ, brachte auch die Eltern dazu, dem Übergang zur Jurisprudenz und zum Studium der Kameralwissenschaft zuzustimmen. Im ganzen scheint, nach seinen

späteren Äußerungen, der damalige akademische Betrieb der Wissenschaften unsern Matthias völlig unbefriedigt gelassen zu haben; die hohen tiefchristlichen Gedankengänge eines Leibniz waren zur rationalistischen Philosophie durch Christian Wolf verdünnt, und in der damaligen Jenaer Theologie fehlte jeder belebende Geist.

Aufs tiefste erschüttert wurde der junge Student durch das jähe Hinscheiden des geliebten Bruders, der nach schwerem Zedekampf am 19. November 1760 an den Blattern starb, nachdem Matthias diese lebensgefährliche Erkrankung eben überwunden hatte. Für das ganze weitere Leben blieb das Nachsinnen über den Tod von nun an unserm Dichter ein Leitmotiv, das ihn bis auf das eigene Sterbelager beschäftigte. Jedoch hören wir auch von heiteren Episoden aus der Jenaer Zeit, z. B. wie er einst nach fröhlichem häuslichen Belage mit einem Freunde hoch zu Ross im Schlafrock die Stadt verläßt, um einem preußischen Streifkorps in die Hände zu fallen, dessen Anführer die seltsam kostümierten jungen Leute als Spione vor seinen Oberst bringt, der sie jedoch lachend entläßt. Wichtig wurde für den späteren Dichter, daß er durch den Eintritt in die „Deutsche Gesellschaft“ mit begabten angehenden Literaten bekannt wurde, die sich ernstlich um die Pflege der deutschen Sprache bemühten. Besonders freundete er sich mit dem älteren Magister Jakob Friedrich Schmidt an, einem hochgebildeten Theologen, der sich später als Lyriker und Horaz-Übersetzer einen Namen machte; am nächsten trat ihm jedoch Heinrich Wilhelm von Berstenberg, der als Sohn eines dänischen Offiziers später selbst die militärische Laufbahn einschlug, aber durch seine dichterischen und kritischen Leistungen wie durch das große „Gedicht eines Skalden“ und durch seine Tragödie „Ugolino“ ein typi-

scher Vertreter der Geniezeit, des sogenannten Sturms und Dranges in der deutschen Literatur wurde. Als sein erstes Werk waren 1759 „Ländeleien“ erschienen, die für Claudius der erste Anstoß wurden, schriftstellerisch vor die Öffentlichkeit zu treten, und zwar mit einer Nachahmung dieses leichten Genres: er gab seinerseits 1763 „Ländeleien und Erzählungen“ heraus, die den literarischen Ertrag seiner Studentenjahre bilden, ohne irgendwie den kommenden Dichter daraus ahnen zu lassen, der übrigens später nichts von diesen Jugendsünden wissen wollte.

Zwar widmete sich Claudius mit größtem Fleiß den juristischen Studien, hörte Vorlesungen über Pandekten und römische Institutionen, Staats- und Völkerrecht und belegte kameralwissenschaftliche und historische Kolleges, kehrte aber 1763 ohne Abschluß ins Elternhaus zurück, worin sich seine ständige Ablehnung eines festen Amtes und sein Hang zu möglichster Lebensfreiheit erstmals ausspricht. Mit Recht betont Hermann Claudius, der Urenkel, daß für den Ahnen diese Scheu vor einem bestimmten Fachwissen, vor Eingriffen in den Gang des inneren Lebens, seine Unlust an irgendeiner gesellschaftlichen Stellung bezeichnend gewesen sei. Seine beschauliche Natur blieb lebenslänglich ohne Ehrgeiz und Erwerbstrieb. In Reinfeld wurde er nach brieflichen Äußerungen gegenüber Gerstenberg von pessimistischen, weltchmerzlichen Stimmungen geplagt; er wünscht, daß ihm der Freund zu einer Stelle als Sekretär in Kopenhagen ver helfe oder zu einem Hofmeisterposten bei einem jungen adligen Herrn, um mit ihm auf die Universität zu gehen. „Wissen Sie, was mir neulich eingefallen ist: ich möchte wohl nach das [sic] Land Norwegen; wenn ich da nur was zu tun hätte, bei den Bergwerken oder

sonst. Der Himmel weiß, wo ich noch hinkomme; indessen hab ich's zuhause gut, bis etwas vorfällt."

Eine wichtige neue Freundschaft fällt in dieses Jahr des zurückgezogenen Lebens im Elternhause: er lernt Gottlob Friedrich Ernst Schönborn kennen, der damals Hauslehrer auf dem nahen Schloß Trenthorst war, einen ungewöhnlich wertvollen Menschen, später ausgezeichnet in seiner diplomatischen Laufbahn, der auch mit Gedichten und kritischen Literaturbriefen hervortrat. Eine völlig entgegengesetzte Natur, wurde Schönborn zum „Jonathan“, zum Lieblingsfreunde für Claudius; vielseitig begabt für Philosophie, Dichtkunst, Mathematik, Sprachen und Politik, regte er dessen versponnenes, im Ziel ganz unsicheres Wesen aufs lebhafteste an und blieb bis zu Claudius' Tode mit ihm verbunden; später als dieser kämpfte er sich zu einem selbsterfahrenen, lebendigen Christusglauben durch.

Am 17. März 1764 schiffte sich Claudius nach Kopenhagen ein, wo er durch Vermittlung eines Onkels, der in Dänemark als Pfarrer wirkte, eine Stellung im Hause des Hofbeamten Baron von Holstein erhalten hatte. Die dänische Hauptstadt war damals ein Mittelpunkt des deutschen kulturellen Lebens, denn der König Friedrich V. und sein Minister Graf Ernst von Bernstorff waren Kenner und Gönner deutscher Geistesart und hatten schon vor Jahren Klopstock nach Kopenhagen berufen; aber auch der Pädagoge Basedow und der königliche Hofprediger und Theologieprofessor Johann Andreas Cramer vertraten das beste deutsche Geistesleben im Norden. Claudius traf in Kopenhagen auch Verstenberg als dänischen Offizier wieder, der ihm Zutritt zu Klopstocks engerem Freundeskreise verschaffte. Dieser wurde

nun unmittelbares dichterisches Vorbild für den Anfänger: Natur, Vaterland, Gott — das waren die hohen Themen, die den Messias-Dichter und seine Freunde erfüllten. In der That hat die damals aufkommende Bardendoesie auch Claudius' Blick auf die nordische Vergangenheit und Mythologie gelenkt; stärkere Eindrücke aber wird er von der herrlichen Umgebung Kopenhagens empfangen haben. Klopstock war es auch, der als „Großmeister des Eislaufs“ den Jüngeren für diese neu aufgekommene Kunst gewann und ihm seine berühmte Ode „Der Eislauf“ widmete.

Wenn auch keine unmittelbare Frucht des Kopenhagener Aufenthalts erkennbar wird, so müssen wir doch das dort verlebte stürmische Jahr in seiner Wirkung hoch einschätzen: Claudius wurde sich seiner dichterischen Berufung bewußt. Die Sekretärstellung gab er schon im Sommer 1765 auf, verließ durch das hochfahrende Wesen im gräflichen Hause, und kehrte für drei Jahre wieder nach Reinfeld, seinem „Vaterflecken“, zurück, um sich in völliger Verborgenheit umfassenden privaten Studien zu widmen. Diese bezogen sich auf fremde Sprachen und Literaturen, so daß er nicht nur mit den alten, Lateinisch und Griechisch, sondern auch mit Französisch, Englisch, Dänisch, Schwedisch, Holländisch, Spanisch und Italienisch vertraut wurde; dazu trat die Beschäftigung mit der Philosophie eines Spinoza und mit der Naturwissenschaft eines Bacon und Newton; endlich muß er sich lebhaft der Musik gewidmet haben, denn es tauchen wiederholt Pläne auf, sich um eine Organistenstelle zu bewerben. Innerlich wurde er durch den stillen Frieden des Pfarrhauses und die einfache Herzensfrömmigkeit seiner Eltern in den kritischen Jahren seiner Entwicklung am meisten zur Reife gefördert, und mit fester, selbst-

errungener Haltung konnte er im Juli 1768 als Schriftleiter einen Posten an den „Hamburger Adreßcomptoir-Nachrichten“ übernehmen.

Hamburg war damals die führende Stadt Norddeutschlands nicht nur im Handel, sondern auch im geistigen Leben, in der Musik, in der Literatur, im Theaterbetrieb: Lessings Hamburgische Dramaturgie wirkte bahnbrechend, sein Kampf gegen den Hamburger Hauptpastor Boeze, seine Herausgabe der Fragmente des Hamburger freisinnigen Arztes Reimarus erregte höchstes Aufsehen. Claudius gewann ein näheres menschliches Verhältnis zu dem bedeutenden Kritiker, dessen dichterische Werke, namentlich „Minna von Barnhelm“ und „Emilia Galotti“, er in großen und höchst originellen Besprechungen würdigte. Wenn er auch selbständig genug geworden war und nicht allen Gedankengängen Lessings folgte, so hat er der Persönlichkeit dieses echten Menschen immer seine Liebe bewahrt und schrieb nach dessen Tode: „Ich habe Lessing auch gekannt. Ich will nicht sagen, daß er mein Freund gewesen sei; aber ich war der seine. Und ob ich gleich sein *Credo* nicht annehmen kann, so halte ich doch seinen Kopf hoch.“

Auch in Lessings geistreichem Freundeskreis verkehrte er gern und mit Gewinn; es sei nur der durch ungewöhnliche Schicksale ausgezeichnete Joachim Christoph Bode genannt, der, ein trefflicher Kenner und Übersetzer der englischen Literatur, damals einen Verlag in Hamburg gegründet hatte, der zum Mittelpunkt der Hauptwerke unserer deutschen Literatur werden sollte. Ferner wurde er mit dem damals führenden Musiker in Hamburg, Philipp Emanuel Bach, dem höchst produktiven Sohn des Johann Sebastian, bald nach seinem Eintreffen in der Elbestadt bekannt. Jedoch die wichtigste

Begegnung in Hamburg war die mit Herder, der auf dem Wege von Paris nach Eutin sich im Februar 1770 mehrere Wochen dort aufhielt, um mit Lessing und seinen Freunden einen lebendigen Verkehr zu pflegen; zwar vier Jahre jünger als Claudius, hatte er schon seine festgegründete angesehene Stellung in der deutschen Literatur. An Verstenberg schrieb Claudius über diesen Besuch: „Sie können sich denken, wie ich gehorcht habe, wenn er von Hamann erzählte; auch habe ich gehorcht, wenn er sonst etwas sprach. Er ist sehr lebhaft; ich bringe überhaupt seit Monaten meine Zeit mit Horchen zu; zum Sprechen habe ich nicht viel Lust, der leidige Amor hat sein Werk in mir.“

Claudius schloß sich eng an den hochbegabten neuen Freund an; ja, der erste Brief an den zum Bückeburger Hofprediger ernannten Herder schließt mit den Worten: „Ihre Liebe ist mir wie die Liebe der Frauen.“ Herder seinerseits nannte den älteren Freund gegenüber Gleim „eine englische [engelhafte] Seele unter den Menschen“, „es ist ein herrlicher Junge; wie jede Zeile seiner Schrift von raschem Blick und sanftem, einfältigem Herzen.“

Im Herbst 1770 teilt Claudius ihm mit: „Bode legt zu Neujahr 1771 eine Zeitung in Wandsbeck an und ich werde sie schreiben helfen. Sie soll wie die meisten Zeitungen einen politischen und einen gelehrten Artikel haben. Ich habe hin und her gedacht, wie man den letzten neu und etwas Eigenes habend einrichten könnte.“ Nun bittet er ihn, wie schon vorher seine andern literarischen Freunde, um Mitarbeit an dem „Wandsbecker Boten“, dessen Redaktion er mit Beginn des genannten Jahres antrat. Die letzte Zeit war es Claudius äußerst schlecht gegangen, da er sich mit dem Besitzer der Hamburger Nachrichten überworfen und nach dem Verlust seiner

Stellung an jener Zeitung keinerlei Einnahmen hinzugewonnen hatte. Nun war er aus seiner stark gefährdeten wirtschaftlichen Lage durch das Vertrauen Bodes gerettet und an eine Aufgabe gestellt, die ihn restlos befriedigte.

Auf der Suche nach einem Unterkommen in Wandsebeck fand Claudius als sein größtes Glück die innig geliebte treue Lebensgefährtin. Er erfuhr von Nachbarn eines leerstehenden Hauses, der Schlüssel dazu befand sich in den Händen des Gastwirts und Zimmermeisters Behn; in der Wirtschaft traf er aber nur die sechzehnjährige Tochter Rebekka an, die kurz entschieden mit einem Beil die verschlossene Türe öffnete, in der der Schlüssel lag. Von dieser ersten Begegnung an gewann der Dichter das Mädchen lieb und erhielt nach Werbung beim Vater ihr Jawort im September 1771; er nannte es noch in den ersten Jahren seiner Ehe sein „einfältiges, ungekünsteltes Bauernmädchen“. Dabei stimmen alle Freunde darin überein, daß Rebekka von besonders feiner, anmutiger Gestalt war und von einer geistigen Regsamkeit, die es ihr trotz mangelhafter Vorbildung bald ermöglichte, die verständnisvolle Mitarbeiterin ihres Mannes zu werden. Mit einem richtigen Geniestreich setzte Claudius die Hochzeit am 15. März 1772 in Szene, indem er ohne jede weitere Andeutung eine Reihe von Hamburger Freunden, darunter Klopstock, Bode und Schönborn, zu einem ländlichen Gastmahl nach Wandsebeck einlud.

„Als diese Bevattern alle durch Kunstgriffe versammelt waren und der *Pastor loci*, fing ich an von Kopuliertwerden zu sprechen, gleichsam scherzweise, und ward, nachdem ich eine königliche Konzeption, einen Nichtweg in den Ehestand, aus dem Schubsack gezogen hatte, gleich auf der Stelle kopuliert, und nun ist Betty mein, o Hymen, Hymenäe fein.“

So schrieb der entzückte Ehemann an Herder.

Die ersten fünf Jahre im eigenen Heim waren durch die Herausgabe des „Wandsbecker Boten“ ein Höhepunkt im Leben des Dichters; er begann alle seine Gaben zu entfalten, indem er den Hauptteil jener Wochenzeitung durch allerlei Aufsätze, durch volkstümliche Kurzgeschichten, durch Buchbesprechungen und Gedichte selbst bestritt; aber gelegentlich arbeiteten auch die ersten Geister der damaligen deutschen Literatur an dem bescheidenen Blättchen mit, Goethe, Herder, Lessing, Gleim nicht ausgeschlossen. Freilich brachte seine Redakteurtätigkeit nicht viel ein, und schon bald schreibt er an Gerstenberg: Ich lebe sehr vergnügt und glücklich, und wenn ich jährlich ein hundert Taler mehr hätte, würde ich mich nach nichts umsehen. So ist freilich *angusta res domi* [Mangel an Geld daheim], aber das schärft das *Ingenium* [den Geist].“ Mit dem Spielen in der Lotterie hofft er manchmal dem Mangel abzuhelfen, ohne daß er jemals einen Erfolg zu melden weiß.

Allmählich stellte sich in regelmäßiger Folge eine große Kinderchar ein; zwar das erste Kind verloren die Eltern am Tage der Geburt, wie Claudius mit erschütternder Kürze an Herder schreibt: „Mein Bauernmädchen hat schon einen kleinen Bauernjungen geboren, aber zwei Monate zu früh. Er hat nur einmal in ihrem Arm zum Mond bitterlich aufgeweint, dann ging er wieder heim.“ Dann folgte eine Reihe blühender Mädchen, bis nach langen Jahren auch mehrere Söhne nacheinander geboren wurden. Claudius wurde zum besten Vater und Erzieher, überglücklich jedesmal, wenn der häusliche Kreis wieder erweitert wurde. So schreibt er nach der Geburt seines dritten Kindes folgendermaßen an den Better Andres:

„Sonst tu ich Dir noch berichten, daß ich iso, Gott sei tausendmal Dank! drei Kinder hab und aufs andre halbe Duzend losgehe. Du kannst nicht glauben, Andres, was ein Fest es für mich ist, wenn der Adebar ein neues Kind bringt und die Sach' nun glücklich getan ist und ich's Kind im Arm habe. Kann sich keine Zruthenne mehr freuen, wenn die Küchlein unter ihr aus den Eiern schlüpfen. Da bist Du, liebes Kind, sag ich dann, da bist Du! Sei uns willkommen! Es steht Dir nicht an der Stirn geschrieben, was in dieser Welt über Dich verhängt ist, und ich weiß nicht, wie es Dir gehen wird, aber Gottlob, daß Du da bist! Und für das Ubrige mag der Vater im Himmel sorgen. Dann herz' ich's, beseh's hinten und vorn und bring's der Mutter hin, die nicht mehr denket der Angst! Und dann die alten Kinder auf die Erde gelegt und in Gottes Namen oben darüber weg und über Tisch und Bänke. Leb wohl, Andres.“

Immerfort stand sein einfaches Haus den verschiedensten Gästen offen, die von Hamburg oder von weiterher kamen; eine reizvolle Beschreibung gibt Anton Matthias Sprickmann, der westfälische Freund Bürgers und später der Annette von Droste-Hülshoff, von solchen improvisirten Begegnungen: „Das war ein Abend, als wir so innig beisammen waren; so hab ich nie gefühlt, was Vertraulichkeit ist . . . Seine Frau — oder Engel! — empfing uns mit der offenherzigen Freundschaft, die so gleich ankettet. Ich hätte sie meine Schwester nennen mögen. Sie hat den schönsten Umriss von Gesicht, den ich je gesehen, ist gebaut wie eine Grazie, dazu ihr offenes, heiteres Wesen! Sie frug nicht, wer ich war, aber schien mich seit Jahren zu kennen, machte uns Kaffee, und Klopstock und ich spielten indes mit ihren Kindern. Wir tranken: nun kam ein Junge herein von etwa dreißig Jahren: das Haar glatt übergekämmt, an der Seite lang herunterhangend, in einem alten Flausrock und eine schwarze Weste darunter; ich sah ihn für einen reisenden Handwerker an und es war — wer war

das? — Claudius! Der simpelste Mann, der sich denken läßt. Man gab sich die Hand, küßte sich, und ich machte das alles so mit, als wenn ich da zuhause wäre . . . Dann vollends die Nächte, wenn wir so im Behölze im Mord-schein herumgingen, des Frierens nicht achteten, und er dann anfang, über die Zukunft mit der ganzen Zuversicht eines edlen Herzens zu philosophieren . . . Oft habe ich ihn gefunden, daß er an der Straße sich mit seinen Mädeln im Grase herumwälzte, indes *le beau monde* [die vornehme Welt] von Hamburg daneben spazierte und sich über ihn skandalisierte.“

Als ein neuer Freund trat Johann Heinrich Voß, der bekannte Pädagoge und Homer-Übersetzer, in den Kreis um Claudius ein, aber auch Hölty und andere Dichter des Göttinger Hainbundes wie die Grafen Stolberg hieß er gern mit ungezwungener Natürlichkeit und Herzengüte unter seinem Dache willkommen. Aber als er unvermutet durch den schlechten Absatz seiner Zeitung die Schriftleitung des „Boten“ aufzugeben genötigt war, geriet er in schwere Geldnot, so daß er seine Freunde um Hilfe bitten mußte; z. B. heißt es in einem Brief an Vater Gleim vom November 1775:

„Seit Johannis schreib ich den Boten nicht mehr und hätte eine kleine Stelle freilich wohl nötig, aber es hat von jeher mit mir nicht fortwollen. Ich möchte am liebsten auf dem Lande eine Stelle, die mir Zeit übrigließe, und da wäre, denk ich, Postmeister wohl das Beste. Ich kann auch zur Not Organist werden, aber die Stellen sind gewöhnlich auf dem Lande gar zu armselig, ob ich wohl nicht eben hoch hinaus will.“

Jedoch nun sprang Freund Herder für ihn ein; durch seine und Gleims Empfehlung berief ihn der hessische Minister Freiherr Friedrich Karl von Moser mit dem Titel eines Oberlandkommissarius nach Darmstadt, wo

ein Posten für ihn mit achthundert Gulden jährlichen Gehalts bei einer neugeschaffenen Behörde offenstand, die auf die Verbesserung und Hebung der ländlichen Bevölkerung hinarbeiten sollte. So schwere Bedenken auch unser redlicher Claudius gegen ein solches verantwortungsvolles Amt hegen mochte, sagte ihm dennoch der Auftrag zu, und so antwortete er dem hohen Bönner am 3. Oktober 1775:

„Ich habe eine alte Mutter, die ich, solange sie noch lebt, ungerne verlasse; aber meine jetzige Situation ist von der Art, daß ich eine irgend erträgliche Versorgung mit beiden Händen ergreifen muß, viel mehr eine so vorteilhafte als die ist, mit der Eure Erzellenz mich beehren wollen. Es bliebe also nur die Frage, ob ich mich getrauen dürfte, eine solche Stelle anzunehmen, da einem ehrlichen Manne die strenge Erfüllung der Pflichten, die er übernimmt, doch immer die Hauptsache bleibt. Und hierüber will ich aufrichtig und geradeheraus sein. Wenn ich von meiner Neigung sprechen dürfte, so ist die für ein einsames Leben, für ein nützlichcs Wirken im Stillen, für Feld und Wald und Bauernvolk von jeher gestimmt gewesen; das darf ich auch noch sagen, daß ich es an gutem Willen, herzlicher Tätigkeit und Treue nicht werde fehlen lassen; ob ich aber Geschick genug habe, ein Rad in der Maschine zu sein, dadurch ein Fürst seine Vatermilde über sein gutes Landvolk ausbreiten will, das weiß ich nicht, weil ich noch keine Erfahrung davon gemacht habe und ich nichts von mir annehmen mag, als was ich aus gehabter Erfahrung weiß.“

Als alles geregelt war, fuhr Claudius am letzten Märztag 1776 im selbstgekauften Reisewagen mit Rebecka und seinen beiden ältesten Mädchen von Wandsbeck ab; kürzeren und längeren Aufenthalt gab es bei dem befreundeten und berühmten königlichen Leibarzt und Schriftsteller Zimmermann in Hannover und bei Herder in Bücheburg, der damals an Lavater meldete: „Freudentag' hab ich mit Claudius gehabt, dem reinsten Menschen, den ich fast gekannt habe, und so ist sein Weiblein. Noch

nie hab ich gewünscht, mit einem Menschen zusammenzuleben, wie ich's mit Claudius wünsche." Am 6. April traf er in Darmstadt ein, vom Präsidenten von Moser „nicht gnädig, sondern freundschaftlich“ empfangen.

Leider stellte sich schon bald heraus, daß der dortige Aufgabenkreis nicht für die Dauer einem Manne wie Claudius zusagen konnte, zumal durch persönliche Intrigen eines Amtsgenossen sein Wirken durchkreuzt wurde. Schon der kluge Freund Hamann in Königsberg hatte gegen Herder seine Bedenken geäußert und sich darüber gewundert, „wie es Euch möglich werden würde, einen Wandsbecker Boten in einen Ökonomie-Inspektor zu verwandeln.“ Als ihn dann der Minister dadurch zu halten versuchte, daß er ihn bei einer neugegründeten „Hessen-Darmstädtischen Privilegierten Landzeitung“ beschäftigte, arbeitete Claudius einige Monate daran mit, schrieb dann aber an Moser:

„Engagieren kann ich mich zum Landeszeitungschreiber nicht. Ich bin hergekommen, nicht ehrlich und schön zu schreiben, sondern ehrlich und schön zu handeln. Das kann ich, mein lieber Herr Präsident, und ich hatte gehofft, daß ich dazu bei der Landkommission oder sonst Gelegenheit haben würde . . . Ich habe das Gute und die Wahrheit mit einfältigem Herzen lieb und verstehe keinen Kurzweil in der Sache.“

Schon immer hatte er darüber geklagt, daß er und die Seinen das Darmstädter Klima nicht vertragen könnten, und so verfiel er, als er schon vom Minister gnädig entlassen war, in eine schwere Krankheit, die ihn dem Tode ganz nahe brachte; aber Rebekka, die selbst plötzlich ihren Vater verloren hatte und neuer Entbindung entgegen sah, „bestand die Probe mit Ehren und pflegte und betete mich glücklich durch“, wie Claudius in der Familienbibel verzeichnete. Die Krankheit brachte eine

entscheidende Wendung in seinem Innenleben hervor, die sich auch in seinem Wesen und in seiner Schriftstellerei bemerkbar machte. Am 20. April heißt es in einem Brief, der noch von Darmstadt aus an Schönborn gerichtet wurde:

„Dahier ist die Luft sehr dünn und trocken und im Sommer sehr heiß, und das können wir nicht verdauen und haben das ganze Jahr hindurch getränkelt, haben uns also entschlossen, lieber in Wandsbeck bei Brot und Wasser gesund als hier bei Rheinwein krank zu sein. Dazu hat's hier noch eins und anderes gegeben und kurz, ich habe meinen Abschied gefordert und ziehe morgen wieder ab nach Wandsbeck.“

An Herder, der seine schweren Sorgen über die unsichere Zukunft des Freundes nicht verschwieg, hatte Claudius geschrieben: „Was in Wandsbeck anfangen? Übersetzen, Fortsetzung von Asmus herausgeben und — Befiehl du deine Wege usw.“

Mit derselben großen Reisekutsche, in der die Familie nach Süden gereist war, ging die Rückkehr vorstatten; sie führte über Wolfenbüttel, wo Lessing besucht wurde, und war am 4. Mai beendet. Unter dem Titel „*Asmus omnia sua secum portans*“ hatte er schon einige Jahre früher begonnen, seine Beiträge für den Wandsbecker Boten zu sammeln und in einzelnen schmalen Bänden herauszugeben. Wieder fand sich eine ganz unerwartete Rettung aus der gefährlichen Notlage: Zunächst trafen von der Herzogin Luise von Weimar, einer geborenen Darmstädter Prinzessin, fünfunddreißig Dukaten ein, so daß fürs erste gesorgt war. Dann erhielt er durch den reichen Kaufmann und Philosophen Friedrich Heinrich Jacobi, den Jugendfreund Goethes, eine wesentliche Hilfe dadurch, daß er dessen beide ältesten Söhne länger als zwei Jahre in seinem Hause zum Unterricht

und zur gänzlichen Erziehung behielt. Dieser Tätigkeit war fast seine ganze Kraft gewidmet; nebenbei beschäftigten ihn Übersetzungen philosophischer und religiöser Werke aus dem Französischen, namentlich der Schriften des frommen Bischofs Fénelon. So wichen die ernstesten Sorgen, und es gab im Hause Claudius wieder und wieder frohe Feste mit verschiedenen Gästen und Familienfeiern im engsten Kreise.

Um Claudius nahe zu sein, war Voß mit seiner jungen Frau für ein Jahr nach Wandsbeck gezogen; recht anschaulich beschreibt diese die heitere Idylle und die genügsamen Genüsse, z. B. das Kegelschieben, an denen man sich oft in Haus und Garten vergnügte: „Abends waren wir häufig mit Claudius zusammen, und in dem Hause, wo nach vorhergegangener Untersuchung das meiste Essenswürdige sich fand, ward die Tafel gedeckt. Eine bedeutende Rolle spielte ein Stück kaltes Pöckelfleisch oder ein Karpfen, den man vom Fischer im Schloßgarten selbst aus dem Teiche heben sah und ins Schnupftuch gebunden nach Hause trug. Aber auch bei Reisbrei und abgefottenen Kartoffeln konnten wir sehr lustig sein. Wenn Claudius bei uns war, so hatte er immer seine älteste Tochter mit einem Kreuzgürtel auf den Rücken gebunden; die ward dann in unser Bett gelegt, bis sie wieder heimgingen.“

Von Claudius selbst gibt Jacobi ein sprechendes Bild, nachdem er ihn persönlich kennengelernt hatte, als er im Juli 1780 seine Söhne aus Wandsbeck abholte; er schreibt an den Dichter Wilhelm Heinse nach Rom: „Der Wandsbecker Bote hat in jeder Rücksicht meine Erwartung übertroffen. Er ist ein wahrer Bote Gottes; sein Christentum ist so alt als die Welt. Ihm selbst aber ist sein Glaube nicht bloß höchste und tiefste Philosophie,

sondern etwas darüber noch hinaus, wie ich es mir auch wohl wünschen könnte, aber nicht zu verschaffen weiß. Ubrigens erscheint er im Leben ganz so wie in seinen Schriften: erhaben nur insgeheim, voll Scherz und Schalkheit im öffentlichen Umgange. Doch unterläßt er nicht, auch ernste Worte fallen zu lassen, treffende, tief-ergreifende, wenn Geist und Herz ihm sagen, es sei die Zeit und der Ort.“

Außer Jacobi besuchten auch andere bedeutende Männer den Boten, der inzwischen in ein größeres eigenes Haus mit weitem Garten übergesiedelt war; darüber berichtet er einem intimen Freunde, dem preußischen Staatsmann Graf Haugwitz, mit dem ihn enge Gesinnungsgemeinschaft verband. Er wünscht ihm zum Neujahr 1781 „viel Gottesgnade und Segen“ und fährt dann fort:

„Ich habe uns diese Tage hier ein Haus gekauft. Unser bisheriges Häuschen, das uns physisch zu enge werden wollte, fing dazu an, uns über dem Kopf zusammenzufallen, und so habe ich in den sauren Apfel beißen müssen. Das neue Haus hat, welches eigentlich die Hauptsache ist, einen Platz hinter sich, wo ich eine Kuh weiden kann, ist auch so geräumig, daß Deine Frau Trinette bequem ihre zweite Wochen darin halten kann. O komm wieder her, Lieber.“

Im neuen Heim waren Lessing und Campe, Verfasser des „Robinson“ und berühmter Pädagoge, Klopstock, Gleim und Matthisson zu Gast, auch die alten Freunde Gerstenberg und Schönborn meldeten sich wiederholt zu Besuch an.

Die Schloßherrschaft von Wandsbeck, Graf Schimmelmann und seine Tochter Gräfin Julie von Reventlow, war mit den beiden Claudius herzlich befreundet. Wie nahe gerade die letztgenannte dem Dichter stand, bezeugt uns ein langer Brief, der für die Erkrankte eine Menge Nachrichten enthält und mit folgenden Worten schließt:

„Leben Sie wohl, liebe kranke Gräfin Julie, und gehen Sie oft in den Wald, um sich, wie Sie sagen, mit dem blauen Himmel über die Mühseligkeit dieses Lebens zu besprechen und die sanfte Ruhe zu ahnden, die, will's Gott! unser wartet! Unsere guten Wünsche sollen Sie begleiten und über Ihnen wie eine Waldtaube in der hohen Buche sitzen oder in Gestalt eines Rotkehlchens vor Ihnen auf der Erde hüpfen.“

Übrigens verstand es Claudius vorzüglich, ungebetene Besucher, die nur der Neugierde wegen kamen, abblitzen zu lassen. So wird erzählt, daß einst die berühmte Sängerin Händel-Schütz in einer Karosse vorfuhr, um seine Bekanntschaft zu machen. „Claudius trat selbst an den Kutschenschlag und versicherte mit abgenommener Nachtmütze, Herr Claudius sei nicht zu Hause.“ (Matthisson.)

Bei der wachsenden Kinderschar mußte sich Claudius immer wieder nach neuen Erverbsquellen umsehen: von seinen „Sämtlichen Werken“ erschien jeweils wieder ein weiterer Teil, aber die Einnahmen reichten nicht aus, und so wandte er sich einmal an Gleim mit der Bitte um gelegentliche Zuweisung von Schülern:

„Ich habe wirklich großen Trieb, unabhängig zu sein und zu bleiben, habe mich auch bisher so erhalten, nicht auf Rosen und ohne Mühe; und ich würde es auch, auf eben die Art vielleicht noch fernerhin tun können. Aber meine Kinder, deren nun Gottlob! acht beisammen sind, fangen an, groß zu werden, und da ich niemand habe, sie zu unterrichten und zurechtzuweisen, so muß ich es selbst tun, und in der Zeit, daß ich das tue, kann ich kein Brotgeschäft tun, und darum sollten ein oder zwei Zöglinge den Unterricht mitgenießen und meinen Kindern ihren Hofmeister freihalten.“

Im selben Jahr, Oktober 1787, richtete er voll Vertrauen an den ihm persönlich bekannten dänischen Kronprinzen die Bitte, ihm zu helfen:

„Ich wünschte irgendeine Stelle in des Königs Lande und, wenn es sein könnte, im lieben Holstein. Gnädiger Prinz, ich bitte nicht um eine sehr einträgliche Stelle, sondern nur um eine, die mich nährt und um so eine bitte ich mit aller Unbefangenheit eines Mannes, der willens ist, das Brot, das ihm der König gibt, zu verdienen.“

Daraufhin erhielt er vom königlichen Hause eine Jahrespension von zweihundert Talern und wurde außerdem im nächsten Jahre zum ersten Revisor der Schleswig-Holsteinischen Bank in Altona mit achthundert Talern jährlichen Gehalts ernannt, eine Stellung, die ihm keine Beschwer machte und ihm erlaubte, im heimischen Wandsbeck zu bleiben. Diese gütige und verständnisvolle Haltung des dänischen Königshauses brachte den redlichen Mann später in schwere Bewiffensnot, als sein Landesherr durch Englands Überfall auf die Seite Napoleons gedrängt wurde, gegen dessen Unterdrückung Claudius wie alle vaterländisch empfindenden Deutschen Erhebung und Befreiung ersehnte. Nun konnte er sich in den folgenden Jahren ganz der Erziehung seiner zehn Kinder und der weitgespannten Schriftstellerei widmen, die den öffentlichen Angelegenheiten und der religiösen Erneuerung seines Volkes galt.

Wie es damals in seiner Häuslichkeit zuging, beschreibt höchst anschaulich ein Augenzeuge, der junge katholische Priester Settele, der zwischen Claudius und dem großen bayrischen Bischof Johann Michael Sailer eine Verbindung herstellen wollte: „Alles zeigt eine geräuschlose, im Stillen glückliche Familie, die e i n e s Sinnes und Herzens nicht nur zu sein scheint, sondern auch ist. — Vor oder nach dem Abendessen nimmt Claudius seinen oben gekrümmten Stecken und wir durchstreifen das angrenzende angenehme Wäldchen, das er so schön und wahr besungen hat, wo das Kühle der Luft und der

schönglänzende Mond, der durch geteilte Blätter scheint, öfters in unsere Gespräche einfließt und uns in höhere Regionen zu führen scheint. Oder wir stehen im Garten um das Corps gelber Nachtblumen und warten stille den Zeitpunkt ihrer Entwicklung ab ... In Sonntagen liest er abends eine Predigt aus Zauler vor. So simpel die Sprache dieser Predigten ist, so voll Geistes und so rührend sind sie. Wir sind dann alle ganz stille um den Tisch herum, und Claudius zieht dann, bevor er anfängt, ganz andächtig seine Mütze herunter. Sein Ton gibt der Wahrheit noch mehr Nachdruck, und die andächtige Stille und Gebärde eines jeden mag auch nicht ohne gegenseitige Wirkung sein. Der Übergang zu einem schönen erbauenden Liede ist dann ganz natürlich ... Nachdem sich alle in der Stille, jeder bei seinem Stuhle, gesammelt hatten, so fing Claudius allein und mit langsamer, andachtsvoller Stimme an: Diese Speise gesegne uns — hier neigten sich alle, als wenn die Gottheit bei dem Tische stände und den Segen in die Schüssel legte — unser Vater im Himmel! Nach einer kleinen Pause setzte man sich. Als das Essen vollendet war, betete er: Der Name des Herrn sei gelobt und gebenedeiet in Ewigkeit! Die Kinder und die Mutter küßten und dankten dem Vater; man sah, wie ihm das Herz auf den Lippen schwebte.“

Immer mehr beschäftigte Claudius die „neue Politik“, das „neue System“, das durch die unwälzenden Ereignisse der französischen Revolution auch in deutschen Ländern sieghaft durchzudringen schien. Er hing mit ganzer Seele am Alten und beurteilte von seinem eigenen patriarchalischen Standpunkt aus die politischen Wirren und gärenden Bestrebungen der jungen Generation, ohne ihnen immer gerecht zu werden. Dennoch waren und sind seine Gedanken über die bewegenden Probleme jener Zeit tief-

dringend und grundsätzlich wahr als die eines christlichen Laienpredigers — denn so sagte er in den letzten Jahrzehnten die eigene Tageschriftstellerei auf, nämlich als heiliges Handwerk, mit all seinem Wissen und seiner dichterischen Begabung Gottes Wahrheiten zu verkünden und Jesus Christus in den Mittelpunkt alles Lebens zu stellen. Darin ist er im Grunde mit Bachs Auffassung seiner Kunst verwandt, der seine Werke in erster Linie zum Lob Gottes schrieb, in zweiter zur „Rekreation“, d. h. zur Erbauung des Gemüts.

Durch den Tod zweier Kinder war Claudius in die dunkelsten Nöte hineingeführt; als sein kleines Söhnchen am 4. Juli 1788 gestorben war, schrieb der Vater:

„Ich dachte schon, mein Glaube sei fest und stark; in der Stunde aber, in der ich meinen Matthias in den Sarg legte, da wollte Ergebung und Demut fast nicht halten; der Glaube ward hart geprüft; da erst lernte ich verstehen, was es mit dem Menschenleben auf Erden auf sich hat. Was vorherging, war nur ein Kinderspiel.“

Ganz besonders erschüttert waren die Eltern, als ihnen in der Blüte ihrer Jahre die geliebte Tochter Christiane genommen wurde; es steht unendliches Leid hinter den wenigen Zeilen an Ernestine Boff, die um ihren Sohn bangte: „Gott kann noch helfen, Er helfe noch, wenn es Sein heiliger, guter Wille ist. Wir wissen, wie einem zumute ist, der, was ihm lieb und am Herzen gewachsen ist, verlieren soll, und teilen Ihren Schmerz herzlich.“ Noch im nächsten Jahr schreibt er an den befreundeten schwäbischen Dichterpfarrer Johann Martin Miller: „Wir haben im vorigen Sommer eine Tochter von zwanzig Jahren verloren und können diesen Verlust noch nicht verschmerzen. Sie war uns sehr lieb und wir freuen uns darauf, sie wiederzusehen.“ So sieghaft, wenn

auch unter Tränen, brach immer wieder der echte Glaube an Gottes Liebe und an das ewige Leben durch, und wir spüren es ganz besonders an den Familienbriefen, wie diese Frömmigkeit das ganze Dasein des Dichters in jedem Augenblick trägt und verklärt.

Viel Freude erlebte das Elternpaar an seinen Kindern; die älteste Tochter Karoline heiratete den bekannten christlich gesinnten Hamburger Buchhändler Friedrich Perthes, der später als begeisterter deutscher Patriot während der französischen Besatzung der Hansestadt durch General Davoust viel Schweres zu erdulden hatte; eine andere Tochter Anna wurde die Gattin von Jacobis ältestem Sohn Max, einem tüchtigen Arzt; mehrere blieben unvermählt. Von den Söhnen ergriffen der älteste, Johannes, und die beiden jüngsten, Ernst und Hans, den Beruf der Ahnen und wurden Pastoren im holsteinischen Lande, während Friedrich später als Bürgermeister von Lübeck eine bedeutende Rolle spielte. Dieser gab gelegentlich eine treffende Zeichnung davon, wie es im Elternhaus zuging: „Vater ließ die Not gar nicht an sich herankommen und scherzte, wenn sie da war; Frau Rebekka war es allein, welche die Sorgen trug und im stillen die Finanzangelegenheiten mit großer Klugheit leitete. Wenn er nach seiner Anstellung in Wandsbeck seine Quartalgelder erhalten hatte, pflegte er dann meiner Mutter davon zuzuteilen. Einst legte er, wie ich mich erinnere, um Michaelis lachend einen Speiestaler vor ihr auf den Tisch mit den Worten: So, Mama; nun bis Weihnacht nichts weiter! Er tröstete sie auch nicht selten damit, daß die reiche Erbschaft des nach Ostindien gegangenen Veters Lord aus Flensburg nun bald anlangen müsse.“

Jedoch gab es auch bessere Zeiten: Zur Erholung suchten Vater und Mutter alljährlich, solange es ging, für

einige Wochen das berühmte Pyrmontener Bad auf, das beiden die ersehnte Kräftigung bescherte. Manche Freunde, wie z. B. Herder und Voß, entfremdeten sich dem „Beten“, der immer entschiedener das unverkürzte Evangelium zum Thema seiner Botschaft machte, aber ihre Frauen bewahrten stets liebevolle Fühlung mit dem Claudius'schen Hause. Andere bedeutende Menschen traten ihm dafür näher, z. B. die katholische Fürstin Gallizin, die gräflichen Brüder Stolberg und ihre Schwestern, der dänisch-deutsche Dichter Jens Baggesen, der Staatsrat Georg Heinrich Ludwig Nicolovius und andere.

Verhältnismäßig wenig wurde Wandsbeck in den Wirbel der politischen Ereignisse hineingezogen, bis auch dorthin das ganze Unheil des Krieges drang: so lesen wir in einem Brief des Dichters an seinen Sohn Fritz vom 14. August 1813, daß er mit der Familie im Aufbruch ist, um sich vor den Franzosen in Sicherheit zu bringen. Mit dreiundsiebzig Jahren mußte Claudius alles im Stich lassen und das Flüchtlingsgeschick auf sich nehmen; aller seiner Einnahmen beraubt, irrte er mit seiner Frau an verschiedenen Orten umher, bis er mit seiner gleichfalls geflohenen Tochter Karoline Perthes und deren Kindern in Kiel für eine Zeitlang, allerdings unter den drückendsten Umständen, vereinigt wurde. Von Januar bis Mai lebten sie dann in Lübeck, und wir haben im Brief vom 11. Januar 1814 an die nach Hamburg zurückgekehrte Tochter ein sprechendes Zeugnis von der ganzen Bedrängnis:

„Wir sind hier soweit recht wohl, haben ein kleines Stübchen, darin ein breites Bett und Kanapee stehen, dann aber auch ist so wenig Raum übrig, daß ein Mensch sich kaum umwenden kann. Wir kochen selbst Grütze und Kartoffeln, nur die Feuerung ist überteuert; der Faden Holz kostet vierzig Mark, ohne Neben-

unkosten, Stücken das Hundert fünf Mark und sind fast nicht zu haben usw.“

Der nächste Brief enthält nur die kurze Mitteilung:

„Aus der Zeitung werdet Ihr wissen, daß Wandsbeck in alliirten Händen ist. Friß ist seit dem 2. Oktober da und hält Haus, hat die Kuh verkauft. Im Keller sieht es schlimm aus, wie vor der Schöpfung, schreibt er, wüst und leer. Sonst ist nichts beschädigt als Statette und Bitter usw. — bis dato.“

Wie Claudius innerlich zu diesem schweren Schicksal stand, läßt ein Brief an einen Bekannten in Hamburg erkennen, in dem es u. a. heißt:

„Daß Sie, wie Sie schreiben, so übel daran sind, geht uns nahe und wir hülfen gern, wenn wir könnten und trösten Sie gern darüber; wenn der Mensch in dieser Welt zu Hause wäre und es im Grabe mit ihm alle und aus wäre, so wüßte ich keinen Trost; aber es ist im Grabe nicht mit ihm alle und aus. Und es ist hier in der Welt von Anfang bis zu Ende im Grunde nichts als Jammer und Krüppelei. Zwar auf der Oberfläche spielen bunte Farben und verhehlen es uns und verführen uns, daß wir nur spät hinter die Wahrheit kommen. Und was uns dazu behülfflich ist, das ist kein Unglück für uns. Wenn es Gottes Wille ist, lieber Bokelmann, so werden Sie noch einmal wieder gesund, und wir wollen uns darüber freuen. Wenn aber nicht, so ist der Hals dabei geborgen und wir wollen fortfahren, uns zu der Reise ins gelobte Land zu rüsten.“

Unerwartet erfuhr der „Bote“ damals eine größere anonyme Geldhilfe, die er mit Dank kurz und gut annahm. An den Vermittler der Spende schrieb Claudius, er würde das Ende und Ergebnis der jetzigen physischen und moralischen Värung wohl nicht erleben:

„Es wird interessant und wichtig sein, sie zu erleben und Gott hintennach zu sehen; doch muß ich mich darüber trösten; am Ende ist und bleibt auch der Mensch selbst die Hauptsache für sich, auch haben wir mit uns selbst genug zu tun und mehr, als wir bestreiten können, wenn uns der Stiller unsers Haders nicht zu Hilfe käme — doch Gott siehet den Willen an, wenn er ernstlich ist, und er zieht, wie Hamann sagt, den Ernst eines erstickten Seufzers dem Nierenfett der Chorjänger vor.“

Am 8. Mai endlich durfte Claudius mit seiner Keskka ins eigene Heim in Wandsbeck zurückkehren, aber durch die einjährige „Unruhe und Sorge angespannt gewesen, fallen wir nun zusammen“, schrieb er an die Tochter Anna.

„Ich wäre wohl in Lübeck geblieben, bis es hier von fremden Truppen frei gewesen wäre, aber Mama hatte so starkes Heimweh und war so krampfhaft und verzagt, daß ich den Einfluß der Heimat versuchen mußte. Friß hat sich hier um Haus und Hof unsterblich verdient gemacht, hat uns den Garten bis auf die Einfassung und alle Bäume gerettet und gewiß über hundert Taler gespart, die wir ohne ihn hätten ausgeben müssen. Du wunderst Dich, daß hundertzwanzig Mann ihn nicht selbst aufgefressen haben. Aber wo so viele Leute eingelegt werden, die werden aus den Magazinen erhalten, und das Haus gibt nur Nachtlager, Salz, Holz zum Kochen usw. Unser Garten grünt und blüht, und das Haus war freilich ein Schweinestall, aber doch nicht ruiniert, und Mama hat es so lange gewaschen und gekämmt, daß wir wieder darin bequem wohnen.“

Was den alten Mann mehr als die körperlichen Beschwerden und die Zerstreung seiner Kinder niederdrückte, war der seelische Riß, an dem er litt, von dem wir durch seinen Schwiegersohn Perthes wissen: „Sein dankbares, treues Herz brach an der Ungewißheit des Gefühls, an der Unsicherheit des Gedankens, als er sein deutsches Vaterland im Kampf mit Dänemark sah und sich sagen mußte, die deutsche Erhebung und der Sieg der Deutschen sei die Besiegung seines eigenen Königs, den er ehrte und liebte. Diesen Zwiespalt während der gewaltig aufgeregten Zeit im eigenen Innern zu ertragen, war dem einfachen Sinn, dem liebenden Herzen des herrlichen Greises zuviel. Er war und blieb gebrochen.“ Immerhin gab es auch noch Höhepunkte und Freudenfeste in den letzten Monaten seines Lebens; so wurde sein vierundsiebzigster Geburtstag glänzend im großen Familienkreise

gefeiert, ebenso der sechzigste der Frau Rebekka ein paar Monate später am 26. Oktober 1814, was der Vater beidemal in langen Briefen an die abwesenden Kinder und den Freund Nicolovius beschreibt. „Wenn es der letzte Geburtstag gewesen sein sollte, so hat der liebe Gott den letzten noch recht vergnüglich feiern lassen. Ihm sei Dank dafür!“

Bald danach wurde es schlimmer mit seinem Zustand, und so zogen die beiden Älten um des Hausarztes Hense in Hamburg willen zu der Tochter Karoline Perthes, die kurz nach deren Ankunft schrieb: „Papa ist müde und matt, doch können wir Gott nicht genug dafür danken, daß er so leidensfrei ist. Er ist so ruhig und freundlich, ja, man möchte sagen vergnüglich, daß ich aus Freude darüber den Schmerz, der in mir ist, nicht zu Worte kommen lasse.“ Die letzten Worte, die er schrieb, trug er in die Bibel seiner Tochter Augusta ein:

„Es ist in keinem andern Heil, ist auch kein andrer Name gegeben, darin wir sollen selig werden, als in dem Namen Jesu Christi. — Halte Du fest an ihm in Freude und Leid, und es kann Dir nicht fehlen. Ich gehe natürlich voran und erwarte Dich, liebe Augusta, wenn Deine Stunde geschlagen hat, und will, wenn ich kann, Dir entgegenkommen. Dein treuer Vater Matthias Claudius.“

Die Wochen vor seinem Heimgang war er erfüllt von Dankbarkeit gegen Gott und die Seinen; ununterbrochen strömte er Freundlichkeit und Liebe aus; er freute sich des blauen Himmels, des Aufgangs der Sonne, des Anblicks seiner Frau und Kinder und sprach, als er sich einmal schlecht fühlte, zu seinem Schwiegersohn von der sauren Arbeit, die ihm bevorstände, aber er habe einen starken Helfer neben sich und verlasse sich auf Gott.

Am frühen Morgen seines Sterbetages, es war der 21. Januar 1815, sagte er die Stunde seines Todes am Nachmittag um halb drei Uhr genau voraus und fand

seinen Trost im mehrmaligen Beten des Vaterunsers. Mittags bat er seine getreue Rebekka, die Vorhänge vorzuziehen: er wolle mit seinem Gott allein sein. Es schien, als ob er irgendeine besondere Offenbarung erwartete, er sagte jedoch, sie sei ihm nicht geworden. Seine Enkelin Agnes Perthes berichtet weiterhin: „Nachmittags lag er still, die Hände gefaltet, den Blick seiner wunderschönen Augen nach oben gerichtet. Ein halb drei Uhr sprach er die Worte: Helft mir Gottes Güte preisen, Gott segne — holte dreimal tief Atem — und war bei seinem Gott.“ Ihr Vater aber schrieb an seiner Bahre die Worte nieder: „Sein Leichnam ist merkwürdig anzusehen: so müde und satt, befriedigt vom Irdischen und dabei noch im Oberteil des Kopfes die großen, schönen menschlichen Formen und um den Mund noch die Fülle der Liebe. Das Ende dieses Mannes ist wahrhaft merkwürdig, die volle Kraft des Geistes behielt er auch bis zum letzten Augenblick. Das, was er hoffte, eine besondere Hülfe von oben, ein heller Blick ins Übersinnliche, wurde ihm nicht zuteil, aber er beharrte im Glauben darin felsenfest. Sein Glaube war auf die Überzeugung des tiefsten Geistesgrundes gebaut. Seine Eigentümlichkeiten und Eigenheiten blieben ihm eigen bis zuletzt, und darüber lassen sich die liebenswürdigsten Züge bemerken. Er ist sorgenlos gestorben, ja wahrhaft reich, denn noch stand ihm wie immer das Füllhorn der Hoffnung auch im Zeitlichen zu Gebot.“

2) Der echte Dichter.

„Nicht vielen lasse ich den Anspruch einer zärtlicheren Liebe für seine Werke, die er selbst waren, zu. Er war einer der Allerersten, dem Wert nach, unter jener Klasse

der Innigen, still und tief Blühenden, welche der Generation angehörten, die der unsrigen vorherging. Sie wird nicht ersetzt werden und stirbt allmählich ganz aus. Unser Beruf ist ein stürmischerer, und das Zeitalter der Dichter ist für uns vorüber.“

So schrieb der große Historiker Roms, Barthold Niebuhr, an Perthes anlässlich dieses Todes. Zärtliche Liebe gilt auch heute noch in reichlichem Maße diesem Dichter, dessen schönste Schöpfungen in Versen mehr als die anderer berühmterer wirklich ins Volk gedrungen sind, ohne daß immer sein Name dabei genannt wird. Von klein an sind wir mit seinen heiteren und ernstern Liedern vertraut; vielleicht hat die Mutter den Kindern jene köstlich launige Romanze von der „Reise Urians um die Welt“ erzählt:

Wenn jemand eine Reise tut,
So kann er was erzählen,
Drum nahm ich meinen Stock und Hut
Und tät das Reisen wählen,

worauf ihr der Chor im Refrain antwortet:

Da hat er gar nicht übel dran getan!
Berzähl' Er doch weiter, Herr Urian,

worauf die folgenden Strophen die Kinder, noch ehe sie in die Schule kommen, um die ganze Erde herumzuführen. Nur ein tieffrommer Mann konnte es sich erlauben, die großartige alttestamentliche Geschichte vom Riesen Goliath und David für die Kleinen in scherzhaften Versen zu erzählen, die dann fürs Leben haften bleiben:

War einst ein Riese Goliath
Gar ein gefährlich Mann.
Er hatte Treffen auf dem Hut
Mit einem Klunker dran;
Er hatte Knochen wie ein Saul
Und eine freche Stirn
Und ein entsetzlich großes Maul
Und nur ein kleines Hirn,
Gab jedem einen Rippenstoß
Und flunkerte und prahlte groß.

Ebenso ist sein berühmtes vielstrophiges „Wiegenlied
beim Mondschein zu singen“ in unseren Tagen noch
lebendig; es beginnt mit den folgenden Versen:

So schlafe nun, du Kleine!
Was weinst du?
Sanft ist im Mondenscheine
Und süß die Ruh'.

Auch kommt der Schlaf geschwinder,
Und sonder Müh';
Der Mond freut sich der Kinder
Und liebet sie.

Auch andere, nicht minder gemüthvolle Gedichte dieser
Art schuf Claudius, z. B. „Die Mutter bei der Wiege“,
die uns die Schilderung seines Freundes Boß anschaulich
machen, wenn er erzählt, wie beide Eltern trotz der
großen Knappheit immer zufrieden und munter seien:
„Wechselweise wiegen sie ihre Tochter oder tragen sie auf
dem Arm herum. Ich habe mich gewundert, wie schön
der Bote Wiegenlieder singen kann.“ — Noch heute

lernen deutsche Schulkinder sein „Lied hinterm Ofen zu singen“:

Der Winter ist ein rechter Mann,
Kernfest und auf die Dauer,
Sein Fleisch fühlt sich wie Eisen an
Und scheut nicht süß noch sauer . . .

Im Gesangbuch wohl aller evangelischen Länder aber findet sich eines seiner schlichtesten und zugleich schönsten Gedichte, das, von ihm selbst „Das Bauernlied“ überschrieben, heute wie jemals zeitgemäß geblieben ist:

Wir pflügen und wir streuen
Den Samen auf das Land,
Doch Wachstum und Gedeihen
Steht in des Himmels Hand;

Der tut mit leisem Wehen
Sich mild und heimlich auf
Und träuft, wenn heim wir gehen,
Wuchs und Gedeihen drauf.

Bevor Hoffmann von Fallersleben sein Deutschlandlied schuf, gewann Claudius den höchsten Ruhm als Nationaldichter durch die Volkstümlichkeit seines Rheinweinliedes:

Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher,
Und trinkt ihn fröhlich leer.
In ganz Europa, Ihr Herren Zecher!
Ist solch ein Wein nicht mehr.

Das Lied, entstanden im Sommer 1775, verbreitete sich rasch über ganz Deutschland, wurde von allen seinen

Bedichten am häufigsten vertont und brachte ihm eine Ehrengabe der rheinischen Winzer ein. Als es Emanuel Geibel gelegentlich einer Rheinfahrt im Oktober 1835 überall singen hörte, rief er aus: „Nun sage mir niemand mehr, daß die Deutschen kein Nationallied hätten!“ Nicht zu übersehen ist, daß der Ausklang dieses Liedes schon auf den Schluß des viel später entstandenen Abendliedes hinweist:

So trinkt ihn denn, und laßt uns alle Wege
Uns freu'n und fröhlich sein!
Und wüßten wir, wo jemand traurig läge,
Wir gäben ihm den Wein.

Ebenfalls zu einem der meistverbreiteten Gesänge gehören die Verse des „Vaterlandsliedes“:

Stimmt an mit hellem, hohem Klang,
Stimmt an das Lied der Lieder,
Des Vaterlandes Hochgesang,
Das Walddal hall' es wider.

Es ist übrigens in seiner ursprünglichen Fassung „Mein Neujahrslied“ überschrieben und beginnt mit folgendem schönen Naturbild:

Es war erst frühe Dämmerung
Mit leisem Tagverkünden,
Und nur noch eben hell genug,
Sich durch den Wald zu finden.
Der Morgenstern stand linker Hand,
Ich aber ging und dachte
Im Eichtal an mein Vaterland,
Dem er ein Neujahr brachte.

Hier wie überall zeigt seine Lyrik das durchaus eigen-geprägte Gesicht, den unmittelbarsten Ausdruck dichterischen Lebens, „den Naturlaut der Seele“, wie er selbst gelegentlich in der großen heiter-ernsthaften „Audienz beim Kaiser von Japan“ auf dessen Frage nach dem Wesen der Dichter ausführt: „sie sind helle, reine Kieselsteine, an die der schöne Himmel und die schöne Erde und die heilige Religion anschlagen, daß Funken herausfliegen.“

Der starke Einfluß Klopstocks ist rasch überwunden und nur wenige Verse erinnern an dessen Odendichtung; ja, ein Gedicht, das zu seinen frühesten gehört, wurde wegen des kunstvollen Strophenbaues und des hohen Pathos dem von ihm verehrten Altmeister zugeschrieben, während es in Wirklichkeit entstand, als die einzige Schwester unseres Dichters in ihrem ersten Kindbett starb:

Der Säemann sät den Samen,
Die Erd' empfängt ihn, und über ein kleines
Keimet die Blume herauf —

Du liebtest sie. Was auch dies Leben
Sonst für Gewinn hat, war klein Dir geachtet,
Und sie entschlummerte Dir!

Was weinest Du neben dem Grabe,
Und hebst die Hände zur Wolke des Todes
Und der Verwesung empor?

Wie Gras auf dem Felde sind Menschen
Dahin, wie Blätter! Nur wenige Tage
Behn wir verkleidet einher!

Der Adler besuchet die Erde,
Doch säumt nicht, schüttelt vom Flügel den Staub, und
Rehret zur Sonne zurück!

Während unsere großen Klassiker Goethe, Schiller, Hölderlin in ihren höchsten Schöpfungen nicht denkbar sind ohne den innigen Zusammenhang mit der antiken Dichtung, sagt Claudius in einigen Zeilen, „Ich wüßte nicht warum“ überschrieben:

„Den griechischen Gesang nachahmen?“
Was er auch immer mir gefällt,
Nachahmen nicht! Die Griechen kamen
Auch nur mit einer Nase zur Welt;
Was kümmert mich ihre Kultur?
Ich lasse sie halter dabei
Und troße auf Mutter Natur;
Ihr roher abgebrochener Schrei
Trifft tiefer als die feinste Melodei
Und fehlt nie seinen Mann,
Videatur Better Ossian.

Das ist die Nachwirkung der kraftgenialischen Sturm- und Drangbewegung, die er in Kopenhagen erfahren hatte in der Beschäftigung mit dem sogenannten altkeltischen Sänger Ossian und mit Shakespeare, wobei er sich des Naturhaften und Urwüchsigen der eigenen Begabung bewußt geworden war.

Mit seiner Lyrik gab Claudius allem großen und kleinen Geschehen im häuslichen und öffentlichen Umkreis Ausdruck, wie es ihn gerade bewegte; seine heitersten Verse gelten den Geburtstagen und sonstigen Gelegenheitsfesten im engsten Familienkreise, dann wieder feiern sie in hohem Schwung die großen Friedenstaten und warnen beschwörend mit tiefstem Ernste vor den Breueln des Krieges und der Revolution, gewinnen aber ihre eigentliche Höhe bei den Gedichten, die dem Tod gewidmet sind. — Zu den wertvollsten seiner Gelegenheits-

gedichte zählen diejenigen, die eine unmittelbare Naturstimmung aussprechen, wie es am vollendetsten der Eingang des Abendliedes tut; aber auch Verse wie das „Lied vom Reiffen“, das anlässlich eines besonders schönen Kauhreiß entstanden, bleiben unvergänglich in ihrem tieferen Gehalt:

Viel schön, viel schön ist unser Wald!
Dort Nebel überall,
Hier eine weiße Baumgestalt
Im vollen Sonnenstrahl.

Lichthell, still, edel, rein und frei
Und über alles fein! —
O aller Menschen Seele sei
So lichthell und so rein!

Manchmal redet er unmittelbar mit den Erscheinungen der Natur; so rührt uns auch heute noch seine innige Bitte an den Winter um Erbarmen mit der Not der Menschen:

So, du lieber Winter, sei milde!
Ach, sonst frieren
Viele arme Menschen tot.
Sie haben so schon genug der Not! —
Winter, laß dich rühren
Und blicke sanft und freundlich durch die Gefilde!
Lieber Winter, sei milde!

Eine Reihe von Gedichten gilt seiner geliebten Nebekka, und sie gehören zu den wenigen bleibenden in unserer Literatur, die der ehelichen Liebe gelten, während die eigentlichen Liebeslieder bei Claudius ganz fehlen. Aber wer hat tiefer und dennoch mit so wenigen Zeilen das Wesen der Liebe erfaßt als er?

Die Liebe hemmet nichts; sie kennt nicht Tor noch Riegel
Und dringt durch alles sich;
Sie ist ohn Anbeginn, schlug ewig ihre Flügel,
Und schlägt sie ewiglich.

Für ihn wurde die Liebe zu seiner Liebeka ein Ur-
erlebnis voll heiliger Offenbarung; in ihren Anfängen
hatte er einmal geschrieben: „Da steht man und zittert
und verstummt und das Herz fängt einem an zu schlagen
und die Wangen zu glühen und man weiß nicht, wie und
warum? Und gerade da, wo die Philosophie scheitert und
die Vernunft sich hinter den Ohren kräzen muß, wo man
ein Säusen hört, aber nicht weiß, woher es kommt und
wohin es fährt, gerade da vermute ich Gottes Finger.“
Nach fünfundzwanzig Jahren richtet er das folgende Ge-
dicht gelegentlich der silbernen Hochzeit

An Frau Rebecca

bei der silbernen Hochzeit, den 15. März 1797

Ich habe Dich geliebet und ich will Dich lieben,
So lang' Du goldner Engel bist;
In diesem wüsten Lande hier und drüben
Im Lande, wo es besser ist.

Ich will nicht von Dir sagen, will nicht von Dir singen;
Was soll uns Loblied und Gedicht?
Doch muß ich heut' der Wahrheit Zeugnis bringen,
Denn unerkennlich bin ich nicht.

Ich danke Dir mein Wohl, mein Glück in diesem Leben.
Ich war wohl klug, daß ich Dich fand;
Doch ich fand nicht. GOTT hat Dich mir gegeben;
So segnet keine andre Hand.

Und hat gewogt die Freude, wie es wogt und flutet
Im Meer, so weit und breit und hoch! —
Doch, manchmal auch hat uns das Herz geblutet,
Geblutet ... Ad), und blutet noch.

Heut aber schlag' ich aus dem Sinn mir alles Trübe,
Vergesse allen meinen Schmerz;
Und drücke fröhlich Dich, mit voller Liebe,
Vor Gottes Antlitz an mein Herz.

Längst vor dem weltberühmten Roman „Onkel Toms Hütte“, mit dem eine bis dahin unbekannte Frau die ganze Kulturmenscheit für die Abschaffung der Sklaverei gewann, drückte Claudius sein tiefes Mitleid mit den gefangenen Negern in zwei kurzen erschütternden Strophen aus, die durch die Schilderungen aus Westindien veranlaßt wurden, wo der Wandsbecker Schloßherr, Graf Schimmelmann, begütert war:

Der Schwarze in der Zuckerplantage

Weit von meinem Vaterlande
Muß ich hier verschmachten und vergehn,
Ohne Trost, in Müh und Schande;
Ohhh die weißen Männer!! klug und schön!

Und ich hab den Männern ohn Erbarmen
Nichts getan.
Du im Himmel! hilf mir armen
Schwarzen Mann!

Unter dem niederschmetternden Eindruck des französischen Königsmordes durch die Jakobiner entstand im Jahr 1793 eine kurze Kantate, in der ein Chor zum Abschluß der Strophen zu singen hat: „Erbarm dich ihrer“; wir

werden an die Schreckensjahre des Terrors in Rußland und im eigenen Vaterland erinnert, wenn wir diese „Klage“ lesen:

Sie dünkten sich die Herren aller Herr'n,
Zertraten alle Ordnung, Sitt' und Weise,
Und gingen übermütig neue Gleise
Von aller wahren Weisheit fern,
Und trieben ohne Glück und Stern
Im Dunkeln hin, nach ihres Herzens Belüste,
Und machten elend nah und fern.
Sie mordeten den König, ihren Herrn,
Sie morden sich einander, morden gern,
Und tanzen um das Blutgerüste.

Der Chor

Erbarm dich ihrer!

Sie wollten ohne Gott sein, ohn' ihn leben
In ihrem tollen Sinn;
Und sind nun auch dahin gegeben,
Zu leben ohne ihn.
Der Keim des Lichtes und der Liebe,
Den Gott in unsre Brust gelegt,
Der seines Wesens Stempel trägt
Und sich in allen Menschen regt,
Und der, wenn man ihn hegt und pflegt,
Zu unserm Glücke freier schlägt,
Als ob er aus dem Grabe sich erhebe —
Der Keim des Lichtes und der Liebe
Der ist in ihnen stumm und tot;
Sie haben alles Großen, alles Guten Spott.
Sie beten Unsinn an, und tun dem Teufel Ehre,
Und stellen Breuel auf Altäre.

Der Chor

Erbarm dich ihrer!

Daß Claudius ein Freund des Friedens war, hörten wir schon; deutlich gegen alle Eroberungspolitik richtet sich der Vers:

Ach, „Heldentum und Ehr“ ist Wahn!
Schrei sich der Schmeichler heiser!
Die Güte ziemt dem edlen Mann,
Nicht eitle Lorbeerreifer!

Dagegen gehört seine ganze Zuneigung der großen Kaiserin Maria Theresia, deren Gedächtnis, als sie kurz nach dem Frieden von Teschen 1780 gestorben war, er den folgenden schlichten, ergreifenden Nachruf widmete:

Sie machte Frieden! Das ist mein Gedicht.
War ihres Volkes Lust und ihres Volkes Segen
Und ging getrost und voller Zuversicht
Dem Tod als ihrem Freund entgegen.
Ein Welteroberer kann das nicht.
Sie machte Frieden! Das ist mein Gedicht.

Mit Strophen, die von unerhörter Gewalt und Eindringlichkeit gerade auf uns Zeitgenossen zweier Weltkriege wirken, gab er seinem Abscheu vor dem Kriege Ausdruck; ein feinsinniger Kenner unseres Dichters wies mit Recht darauf hin, wie in diesem „Kriegslied“ das bekümmerte Wissen um die Gottesferne dieser Welt in einer wehmütigen Weise verdichtet ist, wie der Schmerz um die geschändete Schöpfung, der Gram um die Heimsuchung der Urschuld sich in dem floskelhaften Aufschrei versteckt „und ich begehre, nicht schuld daran zu sein“, der wie am Anfang so am Schlusse wiederkehrt. (J. Pfeiffer)

's ist Krieg! 's ist Krieg! O Gottes Engel wehre,
Und rede du darein!

's ist leider Krieg — und ich begehre
Nicht schuld daran zu sein!

Was sollt ich machen, wenn im Schlaf mit Träumen
Und blutig, bleich und blaß,
Die Geister der Erschlagenen zu mir kämen,
Und vor mir weinten, was?

Wenn wackre Männer, die sich Ehre suchten,
Verstümmelt und halb tot
Im Staub sich vor mir wälzten und mir fluchten
In ihrer Todesnot?

Wenn tausend tausend Väter, Mütter, Bräute,
So glücklich vor dem Krieg,
Nun alle elend, alle arme Leute,
Wehklagten über mich?

Wenn Hunger, böse Seuch und ihre Nöten
Freund, Freund und Feind ins Grab
Versammelten und mir zu Ehren krächten
Von einer Leich herab?

Was hülf mir Kron und Land und Gold und Ehre?
Die könnten mich nicht freun!
's ist leider Krieg — und ich begehre
Nicht schuld daran zu sein!

Mit kindlicher Freude konnte er durch den Schöpfungsgarten wandern und das Glück des Daseins mit erstaunender Dankbarkeit in hymnischer Preisung verherrlichen, wie in den zahlreichen Versen „Täglich zu singen“, die so beginnen:

Ich danke Gott, und freue mich
Wie's Kind zur Weihnachtsgabe,
Daß ich bin, bin! Und daß ich dich
Schön menschlich Antliß habe.

Daß ich die Sonne, Berg und Meer
Und Laub und Gras kann sehen,
Und abends unterm Sternenheer
Und lieben Monde gehen;

Und daß mir denn zu Mute ist,
Als wenn wir Kinder kamen
Und sahen, was der heil'ge Christ
Bescheret hatte, Amen!

Andererseits beschäftigte den zarten und manchmal franken Dichter sein ganzes Leben hindurch die Frage nach dem Sinn des Lebens und des Todes; als er in den ersten Monaten des Jahres 1777 während einer schweren Krankheit dem Tode ins Auge geschaut und dadurch eine entscheidende Wandlung in seinem Innern erlebt hatte, dichtete er ein Lied „Nach der Krankheit“, das uns dies Erlebnis gegenwärtig macht:

Ich lag und schlief; da fiel ein böses Fieber
Im Schlaf auf mich daher,
Und stach mir in der Brust und nach dem Rücken über,
Und wütete fast sehr.

Es sprachen Trost, die um mein Bette saßen;
Lieb Weibel grämte sich,
Ging auf und ab, wollt' sich nicht trösten lassen,
Und weinte bitterlich.

Da kam Freund Hein: „Lieb Weib muß nicht so grämen,
Ich bring ihn sanft zur Ruh.“
Und trat ans Bett, mich in den Arm zu nehmen,
Und lächelte dazu.

Sei mir willkommen, sei gesegnet, Lieber!
Weil du so lächelst; doch,
Doch guter Hein, hör' an, darfst du vorüber,
So geh und laß mich noch!

„Bist bange, Asmus? — Darf vorüber gehen
Auf dein Gebet und Wort.
Leb also wohl, und bis auf Wiedersehen!“
Und damit ging er fort.

Und ich genas! Wie sollt' ich Gott nicht loben!
Die Erde ist doch schön,
Ist herrlich doch wie seine Himmel oben,
Und lustig drauf zu gehn!

Will mich denn freun noch, wenn auch Lebensmühe
Mein wartet, will mich freun!
Und wenn du wiederkommst, spät oder frühe,
So lächle wieder, Hein!

Je mehr die Unruhe in Europa durch Revolution und napoleonische Kriege, mit denen schwerste Leiden des Volkes und des Einzelnen verbunden waren, und das Massensterben der soldatischen Jugend zunahmen, desto größer wurde der Ernst und die Schwere seines Nachdenkens. Bei keinem deutschen Dichter findet sich eine solche Menge Gedichte, die anlässlich des Todes von geliebten Menschen entstanden. So dichtete er die ergreifenden Verse:

Bei dem Grabe meines Vaters

Friede sei um diesen Grabstein her!
Sanfter Friede Gottes! Ach, sie haben
Einen guten Mann begraben,
Und mir war er mehr;

Träuſte mir von Segen, dieser Mann,
Wie ein milder Stern aus bessern Weltan!
Und ich kann's ihm nicht vergelten,
Was er mir getan.

Er entschlief; sie gruben ihn hier ein.
Leiser, süßer Trost, von Gott gegeben,
Und ein Ahnden von dem ew'gen Leben
Düſt' um sein Bebein!

Bis ihn Jesus Christus, groß und hehr!
Freundlich wird erwecken — ach, sie haben
Einen guten Mann begraben,
Und mir war er mehr.

Wie ein Volkslied erscheinen uns die Strophen, welche er jener geliebten Tochter widmete, die im blühenden Alter von zwanzig Jahren Eltern und Geschwistern entrissen wurde:

Christiane

Es stand ein Sternlein am Himmel
Ein Sternlein guter Art;
Das tät so lieblich scheinen,
So lieblich und so zart!

Ich mußte seine Stelle
Am Himmel, wo es stand;
Trat abends vor die Schwelle
Und suchte, bis ich's fand;

Und blieb denn lange stehen,
Hatt' große Freud' in mir,
Das Sternlein anzusehen;
Und dankte Gott dafür.

Das Sternlein ist verschwunden;
Ich suche hin und her,
Wo ich es sonst gefunden,
Und find' es nun nicht mehr.

Zu den späteren Freunden des Dichters gehörte auch der echt deutsche romantische Maler Philipp Otto Runge aus Hamburg, der oft in Wandsbeck zu Gast und in seinem tiefernsten, schlichten Wesen innerlich verwandt mit dem „Boten“ war; als er mit noch jungen Jahren einem heimtückischen Leiden erlag, verfaßte Claudius ihm eine Grabchrift von tiefsinniger Natürlichkeit und voll echten Trostes:

Aus einer Welt voll Angst und Not,
Voll Ungerechtigkeit und Blut und Tod
Flüchtete die fromme reine Seele
Sich ins bess're Land zu Gott;
Und der Leib in diese dunkle Höhle,
Auszurufen bis zum Wiedersehn.
O, der Christ ist immer groß und schön,
Doch im Tod in seiner größten Schöne.
Wandrer, bleib am Grabe stehn,
Lerne hier, was eitel ist, verschmäh'n;

Weine eine stille Träne!
Und denn kannst du weiter gehn.

Am meisten bekannt wurden von den vielen Gedichten, die Claudius dem „Freund Hein“ widmete, jene zwei (vielleicht von einer mittelalterlichen Totentanzdarstellung veranlaßt) Strophen, die Franz Schubert meisterhaft vertonte und auch einem seiner berühmtesten Streichquartette zugrunde legte:

Der Tod und das Mädchen

Das Mädchen

Vorüber! Ach vorüber!
Geh wilder Knochenmann!
Ich bin noch jung, geh, Lieber!
Und rühre mich nicht an.

Der Tod

Gib deine Hand, du schön und zart Gebild!
Bin Freund, und komme nicht zu strafen.
Sei gutes Muts! ich bin nicht wild,
Sollst sanft in meinen Armen schlafen!

Fast immer wird in Claudius' Versen die Furchtbarkeit des Sterbenmüssens und die Todesangst, die dem Dichter selbst wohlbekannt war, durch die tröstende Glaubensgewißheit des künftigen ewigen Lebens innerlich überwunden und verklärt. Seiner Sehnsucht nach dem Jenseits, zu dem wir durch Christi Auferstehung berufen sind, gibt er am ergreifendsten Ausdruck in einem Gedicht: „Als der Sohn unsers Kronprinzen gleich nach der Geburt gestorben war“; darin sagt er geradezu: es lohne sich

nicht der Mühe, lange hier auf Erden zu sein, denn er hat erkannt:

... daß wir hier ein Land bewohnen,
Wo der Rost das Eisen frißt,
Wo durchhin, um Hütten wie um Thronen,
Alles brechlich ist;

Wo wir hin aufs Ungewisse wandeln,
Und in Nacht und Nebel gehn,
Nur nach Wahn und Schein und Täuschung handeln,
Und das Licht nicht sehn;

Wo im Dunkeln wir uns freun und weinen,
Und rund um uns, rund umher,
Alles, alles, mag es noch so scheinen,
Eitel ist und leer.

O du Land des Wesens und der Wahrheit,
Unvergänglich für und für!
Mich verlangt nach dir und deiner Klarheit;
Mich verlangt nach dir.

Auch einer tief schwermütigen Resignation hat er gelegentlich ergreifende Worte verliehen in den Distichen „Der Mensch“, die durchdrungen sind von der dunklen Salomonischen Weisheit: es ist alles eitel!

Empfangen und genähret
Vom Weibe wunderbar,
Kömmt er und sieht und höret
Und nimmt des Trugs nicht wahr;
Gelüftet und begehret
Und bringt sein Tränlein dar;
Berachtet und verehret;

Hat Freude und Gefahr;
 Glaubt, zweifelt, wähnt und lehret,
 Hält nichts und alles wahr;
 Erbauet und zerstöret;
 Und quält sich immerdar;
 Schläft, wachet, wächst und zehret;
 Trägt braun und graues Haar;
 Und alles dieses währet,
 Wenns hoch kommt, achtzig Jahr.
 Dann legt er sich zu seinen Vätern nieder,
 Und er kömmt nimmer wieder.

In diesen Zeilen wird die Stellung des Menschen zwischen Sein und Nichts mit der philosophischen Urfrage nach der Paradoxie des Daseins verbunden; dadurch reiht sich Claudius in die Reihe der tragischen Weltdurchgrübler ein, die von Jeremias und Hiob über Aeschylus und Shakespeare zu neuesten Dichtern und Denkern führt. Wie er aber letzten Endes die Frage löst und den Sinn des Lebens findet, bezeugt sein kurzes Gedicht: „Motet“:

Der Mensch lebt und bestehet
 Nur eine kleine Zeit;
 Und alle Welt vergehet
 Mit ihrer Herrlichkeit.
 Es ist nur Einer ewig und an allen Enden,
 Und wir in seinen Händen.

Der Einfluß des evangelischen Chorals wird in seiner Lyrik spürbar; war er doch mit dem Gesangbuch aufgewachsen, und wie wir hörten, spielte das „Befiehl du deine Wege“ eine besondere Rolle in seiner ganzen Einstellung zum Leben überhaupt. Er sagt einmal selbst:

„Über kräftige Kirchenlieder geht nichts; es ist 'n Segen darin, und sie sind in Wahrheit Flügel, darauf man sich in die Höhe heben und eine Zeitlang über dem Jamertal schweben kann.“ Dann zitiert er jenes Lied von Paul Gerhardt und fährt fort: „es ist wie ein alter Freund im Hause, dem man vertraut und bei dem man in ähnlichen Fällen Rat und Trost sucht.“ Auch ein anderes Gedicht des altlutherischen Sängers war ihm ans Herz gewachsen; inmitten einer echt Claudiuschen Prosa taucht es auf: „Die Lenzgestalt der Natur ist doch wunderschön! Und der Wald hat Blätter und der Vogel singt und die Saat schießt Ahren, und dort hängt die Wolke mit dem Bogen vom Himmel und der fruchtbare Regen rauscht herab.

Wach auf, mein Herz, und singe
Dem Schöpfer aller Dinge usw.

's ist, als ob Er vorüberwandle und die Natur habe Sein Kommen von ferne gefühlt und stehe bescheiden am Weg in ihrem Feierkleid und frohlocke!“

Am tiefsten aber spüren wir die innige Verwandtschaft beider Dichter beim Abendlied unseres Claudius, dem von Jugend an des Älteren „Nun ruhen alle Wälder“ in Ohr und Herzen lag. Trotz der gleichen Stimmung und des gleichen Rhythmus ist es eine völlig eigene Schöpfung geworden, Perle und Krone seiner gesamten Lyrik, und wird von vielen deutschen Menschen für das schönste Gedicht in unserer Sprache überhaupt gehalten, weil es, wie mit Recht gesagt wurde, zu den wenigen Dichtungen gehört, über die ein unverbildeter Mensch aus dem Volke am ehesten den Zugang zum dichterischen Wort überhaupt findet. Herder setzte dieses Abendlied an den Schluß

seiner berühmten Sammlung „Stimmen der Völker“, „um einen Wink zu geben, welches Inhalts die besten Volkslieder sein und bleiben werden“, und er mahnte: „Vergesse Deutschland nie des biederen Dichters, aus dem wie aus wenigen die unsträfliche echte Natur strahlt.“ Wie stark die Wirkung ist, die auch heutzutage noch von diesem so einfach scheinenden, dennoch den ganzen Sinn und alle Aufgabe des Lebens umfassenden Liede ausgeht, bezeugen uns, um nur zwei Beispiele zu nennen, der ostpreußische Dichter Ernst Wiechert und der schweizerische Denker Max Picard.

Der letztere sagt in seinem neuesten Werk „Die Welt des Schweigens“: „In diesem Gedicht ist das dämonische Schweigen der Nacht bezwungen durch die Helligkeit des Wortes. Mond und Sterne, Wald, Wiesen und Nebel finden einander im klaren Scheine des Wortes. So klar wird die Nacht im Scheine dieses Wortes, daß Mond, Sterne, Wald, Wiesen und Nebel den Weg bis hin zum Tag finden, aus dessen Licht das Wort fiel. Das Schweigen ist nun nicht mehr dunkel, es ist durchsichtig gemacht vom Glanze des Wortes, der auf das Schweigen fällt. Durch das Wort hört das Schweigen auf, in der dämonischen Isolierung zu sein; es wird seine, des Wortes, freundliche Schwester.“

Ernst Wiechert aber rechnet das Abendlied zu den „treuen Begleitern“ seines Lebens. „Dieser Verse muß ich wohl zuerst gedenken, wenn ich von den treuen Begleitern sprechen will. Ich weiß nicht mehr, wann sie zum erstenmal vor mir erschienen — denn gleich einer Erscheinung überwältigten sie das junge Herz — aber niemals mehr haben sie mich verlassen. Sie sind so mein Eigentum geworden, wie mein eigener Atem. Sie sind mir, ohne daß ich es weiß, ein Teil von mir, ohne den

ich nicht wäre, was ich bin. Vermag ich zu sagen, wie es zugegangen ist? Ich habe diese Verse niemals zergliedert, geprüft und gevogen. Sie sind mir wie die Natur, aber wie eine höhere geoffenbarte Natur. Sie sind der Schlacken und des Makels alles Menschlichen entkleidet. Sie sind das Letzte, was ein Menschenmund auszusagen vermag . . .“

Der Mond ist aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen
Um Himmel hell und klar;
Der Wald steht schwarz und schweiget,
Und aus den Wiesen steigt
Der weiße Nebel wunderbar.

Wie ist die Welt so stille,
Und in der Dämmerung Hülle
So traulich und so hold!
Als eine stille Kammer,
Wo ihr des Tages Jammer
Verschlafen und vergessen sollt.

Seht ihr den Mond dort stehen? —
Er ist nur halb zu sehen,
Und ist doch rund und schön!
So sind wohl manche Sachen,
Die wir getrost belachen,
Weil unsre Augen sie nicht sehn.

Wir stolze Menschenkinder
Sind eitel arme Sünder,
Und wissen gar nicht viel;
Wir spinnen Luftgespinste,
Und suchen viele Künste,
Und kommen weiter von dem Ziel.

Gott, laß uns dein Heil schauen,
Auf nichts Vergänglich's trauen,
Nicht Eitelkeit uns freun!
Laß uns einfältig werden,
Und vor dir hier auf Erden
Wie Kinder fromm und fröhlich sein!

Wollst endlich sonder Grämen
Aus dieser Welt uns nehmen
Durch einen sanften Tod!
Und wenn du uns genommen,
Laß uns in Himmel kommen,
Du unser Herr und unser Gott!

So legt euch denn, ihr Brüder,
In Gottes Namen nieder;
Kalt ist der Abendhauch.
Verschon uns, Gott! mit Strafen
Und laß uns ruhig schlafen!
Und unsern kranken Nachbar auch!

3) Der Volkserzieher.

Mit seiner Zeitung, dem „Wandsbecker Boten“, wünschte Claudius ganz bewußt, seinen bürgerlichen und bäuerlichen Leser auf eine höhere Bildungsstufe zu heben, indem er politische Nachrichten mit praktischer Lebensweisheit, mit kritischen Artikeln und dichterischen Beiträgen, immer auf der Grundlage seines christlichen Glaubens, verband. Dabei bevorzugte er die scherzhafte Einkleidung auch der ernstesten Themen, die er behandelte. So brachte gleich die erste Nummer im heitersten Bänkelsängerstil sein Programm:

Ich bin ein Bote und nichts mehr,
 Was man mir gibt, das bring ich her,
 Gelehrte und polit'sche Mär.
 Von Ali Bey und seinem Heer,
 Vom Tartar Chan, der wie ein Bär
 Die Menschen frist am Schwarzen Meer,
 Der ist kein angenehmer Herr.
 Von rotem Gold, vom Sternenheer,
 Von Unschuld, Jugend, die noch mehr
 Als Gold und Sterne sind . . .
 Von Zank, Erfindungen und Lehr',
 Von klein Verdienst und großer Ehr',
 Von groß Verdienst und kleiner Ehr'
 Und tausend solchen Sachen mehr,
 Die sich begeben ohngefähr
 Und alle anzuführen schwer,
 Aus allen Enden fern und nah,
 Aus Asia und Afrika,
 Europa und Amerika
 Und andern Ländern hie und da.

Aber mit welchem tiefen Ernst er seine Tätigkeit als Tageschriftsteller auffaßte, beweist sein späteres Wort:

. . . . Auf eine gewisse Gestalt des inwendigen Menschen kommt es an, auf eine gewisse innerliche Denkart, Fassung, Haltung usw., die man sich vorsezen und darnach streben muß. Und da ist es, dünkt mich, von allem übrigen abgesehen und weiß Glaubens man sonst auch sei, ein vernünftiger Rat: daß man sich eine Gestalt vorseze, die standhält und die man unter allen Umständen festhalten kann. Was vorübergeht, ist ohne Zweifel nicht so gut, als was währt; und es schickt sich für den Menschen nicht, ändern und ändern Sinnes zu werden und wie ein Chamäleon die Farbe zu ändern, je nachdem die Lichtstrahlen auf ihn fallen.

In einer Form, die auch den einfachen Leser ansprechen konnte, versuchte er, ihn mit den grundlegenden Werken der neuen deutschen Literatur bekanntzumachen; bei klarer Erkenntnis ihres Wertes wußte er von seinem festen christlichen Standpunkte aus durchaus berechnete Kritik

zu üben. Für das Große und Neue, das ein Lessing, Klopstock, Goethe, Herder brachte, hatte er eine sichere, feine Witterung und fand in dem urwüchsigen Humor die richtige volkstümliche Einkleidung zumeist in Brief- oder Gesprächsform für seine wesentlichsten Erkenntnisse. Treffende Beispiele dafür bieten seine Besprechungen von Lessings Dramen anlässlich ihrer Aufführung im berühmten Hamburger Nationaltheater; es sind kleine Kabinettstücke einer literarischen Würdigung von höchster Originalität. So wird in Form eines drolligen Briefwechsels zwischen Vater und Sohn eine Aufführung der „Minna von Barnhelm“ geschildert, indem der gute Junge vom Lande über das Geschehen auf der Bühne im Glauben berichtet, es sei alles selbsterlebte Wirklichkeit gewesen, dann aber schließt:

„Bettel Steffens sagte mir im Vertrauen, daß ein Mann, der Lessing heißt und der sich hier aufhalten soll, die ganze Geschichte gemacht habe. Nun, so vergeb's ihm Gott, daß er dem Major und dem armen Fräulein soviel Unruhe gemacht hat. Ich will gewiß den Hut nicht vor ihm abnehmen, wenn er mir begegnet. Aber zehn Taler wollte ich darum geben, wenn ich noch einmal eine solche Geschichte mit ansehen könnte. Mir war den ganzen Abend das Herz so groß und so warm, ich hatte einen so heißen Durst nach edeln Taten, ja ich glaube wahrhaftig, wenn man solche Leute oft sähe, man könnte endlich selbst rechtschaffen und großmütig mit ihnen werden.“

Der Vater antwortet dann mit überlegener Weisheit, wie sehr ihm die edlen und guten Gestalten jener Geschichte gefielen und fährt dann fort:

„Die Götter gaben dem Menschen ein Herz, das aufwallen und mit dem wärmeren Blute sanfte Röte in sein Gesicht, Tränen in seine Augen und mit ihnen Empfindung der Seligkeit und unwiderstehlich süßes Wonnegefühl durch jede kleinste Nerve strömen konnte; sie gaben ihm einen Verstand, der diese Aufwallungen be-

herrschen und zu seiner wahren Wohlfahrt leiten sollte. Der Mensch überließ sich zu sehr den schmeichelhaften Aufwallungen — und machte sich unglücklich. Du hast ein weiches, unverdorbenes Herz und wirst auch Leute sehen, die minder gut und edel handeln. Sei auf deiner Hut, teurer Jüngling, ich weiß jemand, der gerne dein Verstand sein und als dein Schutzgeist über dein Herz wachen würde, wenn du dich ihm vertrauen wolltest.“ Er schließt dann mit der Nachschrift: „Solltest du einmal das Fräulein von Barnhelm sprechen, so grüße sie freundlich von einem alten Manne, der nahe an seinem Grabe noch Freude und die Tugend liebhat; noch eins, wenn dir Lessing begegnet, kannst du immer den Hut vor ihm abnehmen.“

Berühmt geworden ist seine Anzeige von Goethes Werther, die er unter dem Decknamen des unverbildeten Naturburschen Asmus schrieb, der später seinen Namen für die „Sämtlichen Werke“ hergeben mußte.

Weiß nicht, ob's 'ne Geschichte oder'n Gedicht ist; aber ganz natürlich gehts her, und weiß einem die Tränen recht aus'm Kopf heraus zu holen. Ja, die Lieb' ist'n eigen Ding; läßt sich's nicht mit ihr spielen, wie mit einem Vogel. Ich kenne sie, wie sie durch Leib und Leben geht, und in jeder Ader zuckt und stört, und mit'm Kopf und der Vernunft kurzweilt. Der arme Werther! Er hat sonst so feine Einfälle und Gedanken. Wenn er doch eine Reise nach Paris oder Peking getan hätte! So aber wollt' er nicht weg von Feuer und Bratspieß, und wendet sich so lange dran herum, bis er kaputt ist. Und das ist eben das Unglück, daß einer bei so viel Geschick und Gaben so schwach sein kann, und darum sollen sie unter der Linde an der Kirchhofmauer neben seinem Grabhügel eine Grasbank machen, daß man sich darauf hin setze und den Kopf in die Hand lege und über die menschliche Schwachheit weine. — Aber, wenn du ausgeweinet hast, sanfter guter Jüngling! wenn du ausgeweinet hast, so hebe den Kopf fröhlich auf und stemme die Hand in die Seite! denn es gibt Tugend, die, wie die Liebe, auch durch Leib und Leben geht und in jeder Ader zuckt und stört. Sie soll, dem Vernehmen nach, nur mit viel Ernst und Streben erungen werden und deswegen nicht sehr bekannt und beliebt sein; aber wer sie hat, dem soll sie auch dafür reichlich lohnen, bei Son-

nenschein und Frost und Regen, und wenn Freund Hein mit der Sippe kommt.

Mit ebenso sicherem künstlerischen und menschlichen Verständnis für die ungeheure Bedeutung dieses großen Literaturwerkes, wie mit feinem sittlichen Urtheil hat Claudius in dieser dem Anschein nach spielerischen und belanglosen Rezension das Wesentliche zu sagen gewußt. Damit hat er nicht nur ein mutiges Bekenntnis abgelegt, sondern Goethes eigenen Sinn erfaßt, der schon bei der zweiten Ausgabe seines berühmten Buches auffordert, das Gedächtnis Werthers von der Schmach zu retten, dessen Geist aus dem Grabe mahnt:

Sei ein Mann und folge mir nicht nach!

Nicht minder wichtig sind seine Besprechungen verschiedener Werke von Herder, diesem einzigartigen Erforscher aller menschlichen Künste und Wissenschaften, der, an Umfang, Verwandtheit und Geistreichtum dem älteren Freunde überlegen, ihn nicht an Tiefe und Innerlichkeit und Reinheit erreicht; Herders Frau Karoline hat nach dessen Tode in ihren „Erinnerungen“ bekannt, daß er entgegen dem äußeren Anschein ein zärtliches Andenken an Claudius im Herzen trug, „dessen Geist und scharfer Blick für Wahrheit, dessen Einfalt und moralische Natur ihm heilig war. In verschiedenen Schriften hat er seiner mit Achtung und Liebe gedacht.“ Claudius seinerseits schrieb gelegentlich halb im Scherz, halb im Ernst an den Freund, er lasse sich nicht bestechen, und dies gibt auch seinen Äußerungen über die so gerühmten Frühwerke Herders ihr Gepräge. Dem genialen ersten Entwurf Herders, „Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit“ widmet er Worte voll Anerkennung, aber auch mit dem

richtigen Vorbehalt des nur auf Gott und seine geheimnisvolle Führung vertrauenden Christen.

Die Geschichte des Menschengeschlechts und der Gang Gottes mit ihm sind, wie fast alles in der Welt, ein verschlossenes Rätsel, das zu seiner Zeit auch wohl wird aufgeschlossen werden. Die Menschekinder konnten aber bis so lange nicht Geduld haben; sie drückten am Schloß und lehrten am Schloß und tuckten ins Schlüsselloch hinein, und gaben denn ihr *Videtur* unmaßgeblich ab, als ob sie etwas Rechtes gesehen hätten. Nun ergibt aber die Erkenntnis, daß im Schlüsselloch nicht viel zu sehen ist, und also die Methode: daraus zu weisfagen etwas mißlich sei. Einige Gelehrte, haben die Bewohnheit an sich, daß sie ihre eigenen Einsichten und Gaben zur Elle machen . . .

Unser Verfasser wäre diesem Mißbrauch gern aus dem Wege gegangen. Sein Gemälde von der Patriarchenwelt ist so geraten, daß man sich dabei des Wunsches nicht erwehren kann: es möchte doch von einer ganzen Nation wahr gewesen sein, und noch von uns und von allen Völkern wahr sein! Auch die ganze Galerie der verschiedenen Alter des Menschengeschlechts ist blendend gemalt und die Meinung: ob unser Geschlecht nach dem Plan Gottes seit der Patriarchenzeit immer zu größerer Vollkommenheit fortgehe, gegen die andre: daß wir nur zu einem neuen Zustande vorrücken, mit dessen etwaigen Vorteilen andre Vorteile notwendig wieder verloren gehen, sehr glücklich umgesetzt worden.

Sonst aber dürfte in dem allem noch viel Ideal mit unterlaufen; denn alles, was man von Bervollkommnung oder Fortrückung und den damit verbundenen Vor- oder Nachteilen behaupten mag, kann nur sehr von ohngefähr zutreffen, weil alles, was man von einem jedwelchen Volk und Zeitalter halb und halb weiß, immer nur von einem kleinen Ausschuß gilt.

Als im Jahre 1775 ein damals epochemachendes Werk erschienen war, nämlich Lavaters „*Physiognomische Fragmente*“, knüpfte Claudius eine längere nachdenkliche Betrachtung an die Ausführungen seines späteren Freundes und erhob bei vieler Zustimmung dennoch schwere Bedenken dagegen, daß diese neue Wissenschaft möglicher-

weise nach einem allzu allgemeinen und zu äußerlichen Maße der Menschen vergewaltigen könne, während doch auch in der von Natur vernachlässigten oder verunstalteten Kreatur ein Geschöpf Gottes mit einer unsterblichen Seele zu sehen sei:

„Soviel ich verstanden habe, sieht Herr Lavater den Kopf eines Menschen und sonderlich das Gesicht als eine Tafel an, darauf die Natur ihre Sprache geschrieben hat: allhier logiert in dubio (im Zweifelsfall) ein hochtrabender Geselle! ein Pinsel! ein unruhiger Gast! ein Poet! 'n Bilddieb! 'n Rezensent! ein großer mutiger Mann! eine kleine freundliche Seele! usw. Es wäre sehr naiv von der Natur, wenn sie so jedweden Menschen seine Kundschaft an die Nase gehängt hätt', und wenn irgendeiner die Kundschaften lesen könnte, mit dem möchte der Henker in Gesellschaft gehen. Darum schämen sich auch einige Leute wohl so, schlagen die Augen nieder und mögen einen nicht gerade ansehen... Ist denn aber überall etwas daraus zu sehen und schnürt diese Lehre nicht der Freiheit des Menschen den Hals zu? Was der liebe Gott anfangs alles für Weltkräfte erschaffen und wie er sie gegeneinander geordnet hat, das ist alles vor unsern Augen verborgen, und ich wäre sehr geneigt, die ganze sichtbare Welt als eine Glocke anzusehen, die wir davon läuten hören, ohne recht zu wissen, in welchem Zurm es ist.“

Claudius' volkserzieherische Bestrebungen gingen jedoch nicht nur auf den Bereich der Literatur, der er durch die eigene Begabung und persönliche Berührung mit ihren zeitgenössischen Größen verbunden war, sondern erstreckten sich auf das gesamte öffentliche Leben. Was er aus reifer Erfahrung zur Kindererziehung zu sagen hat, ist heute ebenso lesens- und beherzigenswert wie zu seiner eigenen Zeit. In e i n e m Satze zusammengefaßt lautet die Summe seiner pädagogischen Gedanken: „Kinder sind wahre Affen und es ist gewiß die einzige Regel einer guten Erziehung, die gelingen soll: dem Kinde Gutes vormachen.“ So hielt es der Bote als Familienvater bei seinen zahlreichen Kindern. Jener katholische Priester, der sich im Wandsbecker

Heim so wohl fühlte, gibt uns eine anschauliche Schilderung von der Art, in Scherz und Ernst mit ihnen umzugehen: Wenn sie beim Gang durch den nahen Wald mit immer neuen Fragen kommen, so zeigt und erklärt ihnen der Vater das Wunderbare der Erscheinung und weist immer auf den Schöpfer hin. „Da ist's oft, als wenn wir um einen Altar ständen. Man kann es jedem im Gesichte lesen, daß er von innen opfert. Vorgestern machten wir in ein nahegelegenes Dorf einen Spaziergang, wir aßen in einer schönen Gartenlaube Schafmilch und Zwieback. Ich möchte nur die Bocksprünge hermalen können, die Claudius darauf im Garten machte! Und die Kinder und ich mit lautem Gelächter hinterdrein. Mancher würde denken, so müßte der Respekt der Kinder gegen den Vater verlorengehen, aber die Tatsache widerlegt es, denn Gehorsam, Liebe, Ehrfurcht gegen den Vater zeichnet diese Kinder vor allem aus; sie freuen und ergötzen sich an der Munterkeit des Vaters und lieben ihn umso mehr...“ Mit ganz besonderem Feinsinn hat Claudius die weibliche Seele erfaßt; durch seine Rebekka war sie ihm in ihrer oft verborgenen Zartheit und Fülle offenbar geworden; als sie ihm nacheinander fünf Töchter schenkte und diese im Heranwachsen ihn die vielfältigen Möglichkeiten hatten schauen lassen, die in einem Mädchenherzen nebeneinander Platz haben, richtet er einen Sermon an sie „über Schönheit und Unschuld“, der auch heute in seiner frischen Unmittelbarkeit anziehend wirkt.

Eigentlich sollte Schönheit unschuldig und Unschuld sollte schön sein, aber in der Welt sind es verschiedene Dinge; und weil ich diesen Sermon in der Welt halte, muß ich mich wohl bequemen.

Schönheit also ist Schönheit des Leibes, 'n Paar Taubenaugen, 'n Gesichtlein wie Milch und Blut und ein gewisser Zaubervogel Kolibri, der, wie die närrischen Poeten schreiben, an den Taubenaugen und an dem Gesichtlein sitzt und nistet wie die Schwalben an

der Mauer. Unschuld hingegen wohnt im Gemüt und ist eine himmlische Gestalt, die mit Luthern Gott fürchtet und liebet, daß sie keusch und züchtig lebe in Gedanken, Worten und Werken, die kein Arg daraus hat, von sich und der Welt nichts weiß und sich auf nichts einläßt.

Der Kolibri findet gewaltig vielen Beifall, und die Mädchen wollen ihn alle gerne haben und laufen ihm nach. Aber, ihr lieben Mädchen, aber — wir wollen's einmal überlegen. Was ist die Schönheit des Leibes? — 's ist doch nur Schönheit des Leibes, Glanz einer Zitternadel, darin kein edles Gemüt großen Wert setzen kann. Du hast sie Dir nicht gegeben, und Du magst sie Dir nicht erhalten, 'n paar Jahre weiter, und sie ist dahin. Zweitens schafft und nützt sie im Hause nicht viel. Du kannst mit einem Gesichtlein wie Milch und Blut keinen bessern Braten machen, kannst mit Laubenaugen Dein Kind nicht besser waschen und kämmen; und die Ehen werden doch nicht im Monde, sondern im Hause geführt. Auch ist Schönheit nicht 'nmal das, was eigentlich Liebe macht. Den Kopf kann sie wohl verdrehen, aber wahre, herzliche Liebe ist an sie nicht gebunden. Sieh Deine Mutter an; sie ist nicht mehr schön, und doch liebt sie Dein Vater so herzlich und trägt sie in seinen Augen

Unschuld des Herzens ist das Erbteil und der Schmuck des Weibes. Und wisset, Unschuld hat ihren eignen Engel, der hinter Euch hergeht und über Euch wacht, solange Ihr unschuldig seid. Erzürnet ihn nicht! und glaubet für ganz gewiß, daß, wenn er von Euch weicht, Euer Glück von Euch gewichen ist.

Mädchens, ich weiß, was Ihr wert seid! Und was Ihr dem Manne sein könnet, wenn Ihr's vorzieht und Euch entschließt, eines Mannes zu werden. Ihr seid ihm eine edle Gabe Gottes, und er lebt des noch eins so lange; er sei reich oder arm, so seid Ihr ihm ein Trost und machet ihn allezeit fröhlich. Ihr seid Bein von unsern Beinen und Fleisch von unserm Fleisch, und darum bewegt sich mein Herz in mir, wenn ich Euch ansehe und an Euch denke. — Nun, Ihr seid in der Welt und müßet durch, was auch Euer Beruf sei. Behet in Frieden und seht nicht viel umher. Und der Engel der Unschuld begleite Euch!

Ein echter Erzieher, wie er war, wollte Claudius über den Kreis der Familie hinaus mit seinen tiefen Erkenntnissen und aus seiner echten Menschlichkeit heraus in die

Öffentlichkeit wirken, und so warf er sein mahnendes Wort in den Kampf der Männer, der Parteien und der Völker. Als nach Lessings Tod ein heißer und gehässiger Streit über dessen angeblichen Atheismus zwischen Jacobi und seinen Begnern ausbrach und jeder Teil sich den Sieg zusprach, ließ Claudius eine Schrift erscheinen, in der es unter anderm heißt:

„Es ist in der That ein sonderlich Ding um das Siegesgeschrei der Parteien, und die Menschen verraten sich selbst. Wenn sie, wie sie alle sagen, wirklich für die Wahrheit köchten, so müßten sie gleich laut schreien, der Sieg möchte fallen, an welche Seite er wollte, und eigentlich sollten allemal beide Parteien das Ledeum gemeinschaftlich singen. Überhaupt ist der Mutwillen und die unholde Begegnung, die sich die Schriftsteller in diesen Jahren öffentlich gegeneinander erlauben, keine große Erfindung und macht ihnen nicht gar viel Ehre. Wenigstens sollten Gelehrte sich doch als Leute von guten Sitten betragen; die schiefen und krummen Urtheile sind nicht immer in ihrer Macht, weil sie auch urtheilen, was sie nicht verstehen.“

Aber auch auf politischem Gebiet trieb es Claudius in seinem christlichen Gewissen, die Dinge und Vorgänge zu beleuchten, wie sie über den Einzelfall hinaus grundsätzlichen Sinn und Bedeutung erhalten. War er auch selbst nie ein Politiker im eigentlichen Sinn, so ging es ihm dennoch in all seinem Schrifttum um den ganzen Menschen, und der schien ihm in der Zeit der französischen Revolution und ihrer Auswirkungen in Deutschland auf das schwerste gefährdet. Dies lebendige Verantwortungsbewußtsein gibt seinen öffentlichen Äußerungen ein schweres über den Anlaß hinausweisendes Gewicht, mag er auch in manchem zu sehr vom Wert des überlieferten Alten überzeugt sein. Bei der „Erklärung der Menschenrechte“, die heute wieder eine solch große Rolle spielen, sieht er auf Grund der historischen Erfahrungen in

Frankreich die Gefahr, „daß im Menschen die schönen Gefühle von Liebe, Glaube und Vertrauen verstorbt werden, wenn man ihm ohne Rückhalt und Einschränkung Menschenfreiheit verkündigt.“ Ein andermal sagt Claudius:

Es kommt mir so vor, als wenn viele Leute glauben, daß es Patriotismus sei, sich gegen alles zu setzen, was die Regierung tut und ihr niemals recht zu geben. Aber wahrlich, die irren sich; Patriotismus ist gerade das Arbeiten zu einem gemeinschaftlichen Zweck. Allerdings gehört es mit dazu, seine Meinung bei jeder Gelegenheit frei heraus zu sagen und einen besseren Weg vorzuschlagen, wenn man glaubt, daß der genomme nicht zum Ziele führe, aber man tue das aus Liebe zum Guten, aus Liebe zur Wahrheit, nicht aus Leidenschaft oder elenden Nebenabsichten, und dann wird der Endzweck nicht verfehlt werden.

Zusammenfassend hat Claudius seine Gedanken „Über die neue Politik“ in einer Flugschrift unter diesem Titel geäußert, die ihn stark abhängig von der Obrigkeitsgläubigkeit des Protestantismus zeigt und das auch heute noch nicht gelöste Problem nach dem Verhalten des Christen zur Obrigkeit aufwirft.

... Ich sehe freilich auch wohl ein, daß manches in der Welt anders sein könnte und sein sollte, und daß eine Besserung nicht unnötig wäre; nur kommt es mir vor, daß die Besserung nicht ärger als das Übel sein müsse, das man bessern will; und daß man den Kopf nicht dran geben müsse, um das Ohrläpplein zu retten, und daß ein kleineres Glück, das man hat, besser sei als ein größeres, das man erst haben soll usw.

Auch kommt es mir so vor, daß die äußeren Einrichtungen es allein wohl gar nicht täten. Es gibt Republiken, und doch sind dort Mißvergnügte. Also am Menschen liegt es. Dem ist nichts gut und nichts recht; der will immer etwas anderes und etwas Neues; will immer bauen und bessern; ist immer nicht reich, nicht mächtig, nicht geehrt genug; und er macht gute Einrichtungen schlecht, und schlechte gut. Der Mensch also muß gebessert werden; und, würde ich raten, nicht von außen hinein. Dreht man doch nicht

am Zeiger, daß das Werk in der Uhr recht gehe, sondern man bessert das Werk in der Uhr, daß der Zeiger recht gehen könne. Ebenso möchte ich auch beim Menschen nicht bloß am Zeiger gedreht, sondern das Inwendige gebessert haben, damit auf dem Zifferblatt sich alles von selbst mache. Ich möchte überhaupt, dünkt mich, eine Besserung, dadurch nicht einem Menschen gegen den andern, einer Partei gegen die andre, einem Volk gegen das andre, sondern dadurch allen Menschen, allen Parteien, allen Völkern geholfen würde; kurz eine Besserung, welche die Bösen gut, die Ubelgesinnten wohlgesinnt, die Förrichten weise, die Treulosen treu usw. und so ohne Ausnahme alle Menschen, hohe und niedrige, Fürsten und Untertanen, Freunde und Feinde zu guten, bescheidenen, barmherzigen, großmütigen, edlen und glücklichen Menschen machte.

Nun kommt noch ein entscheidender Satz, nämlich daß die Regierenden nicht bloß für das irdische Glück der Untertanen verantwortlich sind, sondern sie sollen „durch lauter wohltätige, lauter milde und edle, lauter große und gute Handlungen Gott widerspiegeln und die Menschen nach Ihm hungrig und durstig machen. Das können sie nur, wenn sie „mit und durch Wahrheit“ regieren; „die allein macht groß und die allein ist unüberwindlich.“

Als praktisches Beispiel, mit welchem Ernst und mit welchem Weitblick sich Claudius in einem Einzelfall zu den erregenden politischen Vorgängen äußert, sei angeführt seine öffentliche Stellungnahme, als England im Frieden die dänische Flotte gekapert und dann im Rahmen der allgemeinen Kampfmaßnahmen gegen Napoleon die Blockade Dänemarks verfügt hatte.

„England entschuldigt sich nach der allgewöhnlichen Weise mit der Notwendigkeit, für sein Interesse und für seine Existenz zu sorgen, die soll alles rechtfertigen. Man könnte sagen, daß der mächtigste und größte Staat aus Interesse den kleinsten als seinesgleichen halten und respektieren sollte, um nämlich den Glauben an die Unverletzlichkeit einer höchsten Gewalt, von dem die Ruhe und die Existenz aller Staaten abhängt, in Ehren und aufrecht zu er-

halten. Aber gibt es denn keine Regel als die des eigenen Vorteils, der Hinterlist und der Gewalt? Gibt es kein Recht und keine Gerechtigkeit zwischen Staaten? Darüber ist nur eine Meinung, daß kein Staat ohne Handhabung des Rechtes und der Gerechtigkeit unter seinen Bürgern bestehen könne. Man sollte denken, was im Kleinen wahr ist, müsse es auch im Großen sein und umso mehr sein. Wenn die Staaten nur für äußerliche Größe, für äußerliches Glück und Wohlsein zu sorgen haben, so möchte die Regel des eigenen Vorteils und der Gewalt wahr sein und das Überwältigen und Überlisten sich einigermaßen verteidigen lassen. Doch dann wäre alle Größe, alles Glück und Wohlsein nur äußerlich und würde dazu sehr sparsam und einzeln sein, denn in jedem Fall könnte immer nur einer groß und glücklich werden, nämlich der die größere Gewalt hat oder sie am besten zu gebrauchen versteht. Die Tiere des Feldes haben keine andere Regel und reichen damit aus; sie sehen nur vor sich hin und auf die Erde — aber den Menschen ist ein Antlitz gegeben, das a u f w ä r t s sieht.“

4) Der christliche Weise.

Claudius war ein Mann von Fleisch und Blut, der die bescheidenen Freuden des Lebens zu genießen verstand mit der Fähigkeit, Feste zu feiern, wie sie fallen, und sich an den kleinen Dingen zu erfreuen. So sagt er selbst: „Der selbst, ein Mensch ist, Gottlob, so veranlagt, daß er mit anderthalb Zoll recht glücklich sein kann.“ Das ist nicht nur die Lust am Kleinen und Engen, auch keineswegs die Flucht in die Idylle und Behaglichkeit, sondern eine weise Einsicht, daß es nicht der Erfüllung maßloser Wünsche zum Glück auf Erden bedarf. Er läßt z. B. seinen Askus mit dem Better ein Gespräch führen, um zur Weisheit und Selbsterkenntnis und durch sie in „das Land des Friedens und der Glückseligkeit“ zu gelangen.

„Denn man erfülle dem Ehesüchtigen, dem Geldgeizigen, dem Wollüstling, dem Mann von Eitelkeit usw., man erfülle ihm alle seine Wünsche, und was ist's denn? Das Auge sieht sich nicht satt

und das Ohr hört sich nicht satt, und ich habe noch keinen dieser Art gesehen, der sich ruhig in die Arme genommen und gesagt hätte: Ich habe genug. Alles solch Glück ist mehr mühseliges Hinstreben zum Genießen als wahrer Genuß, ist keine Flamme, die aus sich selbst brennt, sondern man muß beständig neue Reiser anlegen, neues Öl zugießen, daß sie nicht verlösche, und am Ende verlöscht sie ja doch.“ Dieses Glück aber kann nicht im Wissen allein bestehen, denn hier ist die Grenze aller Belehrsamkeit; „weil der Mensch keinen Hausfrieden in sich hat, weil man das Bessere wissen kann und das Unehle tun.“

In seiner echten Bescheidenheit schreibt Claudius im Alter an seine Tochter Anna: „Der eigentliche Weise hat keine Wünsche mehr, und so einer bin ich nicht, leider!“ Und bald darauf heißt es: „Nun, Gottes Wille geschehe! Es ist fürwahr kein Glück in dieser Welt, als wenn man seinen Willen dran gibt, liebe Anna!“ Ein wahrer Schatz von Weisheit steckt überhaupt in seinem Briefwechsel wie auch in den fingierten Briefen an Andres, ein Schatz, der auch uns heutigen, gehezten Menschen gilt. Alle seine Schriften fordern zunächst, oft in humorvoller Einkleidung, Echtheit, Natürlichkeit, Schlichtheit, Wahrhaftigkeit; das war gegen manche Ausartung seines Jahrhunderts gerichtet, herrschte doch vor der französischen Revolution in den gebildeten Kreisen weithin eine zimperliche und gezierte Empfindsamkeit, ein unechter gesteigerter Gefühlsüberschwang.

„Du hast recht, Better, es wird in diesen Jahren mit Empfindungen und Rührungen ein Unfug getrieben, daß sich ein ehrlicher Kerl fast schämen muß, gerührt zu sein. Wahre Empfindungen sind eine Gabe Gottes und ein großer Reichtum, Geld und Ehre sind nichts gegen sie; und darum kann's einem leid tun, wenn die Leute sich und andern was weiß machen, dem Spinnweben der Empfinderei nachlaufen und dadurch aller wahren Empfindung den Hals zuschnüren und Tür und Thor verriegeln . . . Die wahrsten Empfindungen sind immer die allernatürlichsten.“

Um ein Beispiel zu geben, wie ernstlich Claudius über die wirklichen Lebensfragen nachgedacht hat, möge hier ein kurzer Aufsatz „Von der Freundschaft“ stehen; Freundschaft war in jener Zeit oft zu einem wahren Kult, zur überschwenglichen Schwärmerei ausgeartet, und was heute zu wenig vorhanden ist, gab es damals überreichlich. Schon der fünfunddreißigjährige Claudius hatte an Herder geschrieben: „ich sehe es täglich mehr ein, daß nur der eigentlich Freund oder braver Kerl ist, der uns hilft, unsere Narrheit loszuwerden.“ In den folgenden Ausführungen weiß der Bote in klarer Nüchternheit die richtige Mitte zu halten und durch einen Satz der Nachschrift den eigentlichen tiefen Hintergrund echter Freundschaft aufzuweisen.

Ich habe dir in der vorigen Lektion die Feindschaft erklärt und wie man dazu gelangen könne, und wann ein ehrlicher Kerl sich nicht scheuen müsse. Heute von der Freundschaft.

Von der spricht nun einer: sie sei überall; der andre: sie sei nirgends; und es steht dahin, wer von beiden am ärgsten gelogen hat.

Wenn du Paul den Peter rühmen hörst, so wirst du finden, rühmt Peter den Paul wieder, und das heißen sie denn Freunde. Und ist oft zwischen ihnen weiter nichts, als das einer den andern tragt, damit er ihn wieder trage und sie sich so einander wechselseitig zu Narren haben; denn, wie du siehst, ist hier wie in vielen andern Fällen ein jeder von ihnen nur sein eigener Freund und nicht des andern. Ich pflege solch Ding „Hollunder-Freundschaften“ zu nennen! Wenn du einen jungen Hollunderzweig ansiehst, so sieht er fein stämmig und wohl gegründet aus; schneidest du ihn aber ab, so ist er inwendig hohl und ist so ein trocken schwammig Wesen darin.

So ganz rein geht's hier freilich selten ab, und etwas Menschliches pflegt sich wohl mit einzumischen; aber das erste Gesetz der Freundschaft soll doch sein: daß einer des andern Freund sei.

Und das zweite ist, daß du's von Herzen feist und Gutes und Böses mit ihm teilest, wie's vorkömmt. Die Delikatesse, da man den und jenen Gram allein behalten und seines Freundes schonen

will, ist meistens Zärtelei; denn eben darum ist er dein Freund, daß er mit untertrete und es deinen Schultern leichter mache.

Drittens laß du deinen Freund nicht zweimal bitten. Aber wenn's Not ist und er helfen kann, so nimm du auch kein Blatt vor's Maul, sondern gehe und fordre frisch heraus, als ob's so sein müßte und gar nicht anders sein könne.

Hat dein Freund an sich, das nicht taugt, so mußt du ihm das nicht verhalten und es nicht entschuldigen gegen ihn. Aber gegen den dritten Mann mußt du es verhalten und entschuldigen. Mache nicht schnell jemand deinen Freund, ist er's aber einmal, so muß er's gegen den dritten Mann mit allen seinen Fehlern sein. Etwas Sinnlichkeit und Parteilichkeit für den Freund scheint mit zur Freundschaft in dieser Welt zu gehören. Denn wolltest du an ihm nur die wirklich ehr- und liebenswürdigen Eigenschaften ehren und lieben, wofür wärst du denn sein Freund; das soll ja jeder wildfremde unparteiische Mann tun. Nein, du mußt deinen Freund mit allem, was an ihm ist, in deinen Arm und in deinen Schutz nehmen; das Granum Salis versteht sich von selbst und daß aus einem edeln kein unedles werden müsse.

Es gibt eine körperliche Freundschaft. Nach der werden auch zwei Pferde, die eine zeitlang beisammen stehen, Freunde, und können eins des andern nicht entbehren. Es gibt auch sonst noch mancherlei Arten und Veranlassungen. Aber eigentliche Freundschaft kann nicht sein ohne Einigung; und wo die ist, da macht sie sich gern und von selbst. So sind Leute, die zusammen Schiffbruch leiden und die auf eine wüste Insel geworfen werden, Freunde. Nämlich das gleiche Gefühl der Not in ihnen allen, die gleiche Hoffnung und der eine Wunsch nach Hilfe einigte sie; und das bleibt oft ihr ganzes Leben hindurch. Einerlei Gefühl, einerlei Wunsch, einerlei Hoffnung einigt; und je inniger und edler dies Gefühl, dieser Wunsch und diese Hoffnung sind, desto inniger und edler ist auch die Freundschaft, die daraus wird.

Aber, denkst du, auf die Weise sollten ja alle Menschen auf Erden die innigsten Freunde sein? Freilich wohl! und es ist meine Schuld nicht, daß sie es nicht sind.

Postscript: Es gibt einige Freundschaften, die im Himmel beschlossen sind und auf Erden vollzogen werden.

Ein ernstes Thema behandelt Claudius in sieben Briefen an Andres „Vom Gewissen“, die ihn in Gefolgschaft

des Apostels Paulus als feinen Seelenkenner, als unbestechlichen Seelsorger und als nüchternen Christen zugleich zeigen, wie schon die folgenden Auszüge beweisen:

Demut ist der Grundstein alles Guten, und Gott bauet auf keinen andern. Wir haben gesündigt, wir sind Fleisch und Blut; das müssen wir wissen und nicht aus dem Auge verlieren. Unse „Untugenden scheiden uns und Gott voneinander“, und unser schwacher toter Wille kann, sich selbst gelassen, die Kluft, die dadurch zwischen Gott und uns befestiget ist, nicht durchbrechen und Bahn zu ihm machen. Er kann nur wünschen, nur wünschen und hoffen.

Wem Gott den Willen lebendig macht, der hat's umsonst; wir andern müssen durch innerliche Tätigkeit Rat suchen, und unsern Willen stärken und üben. Denn nur im Willen ist Rat, und sonst nirgends. —

Ein Jedweder hat wohl seine Art, den Willen zu stärken und zu üben. Doch ist allen Ernst und Entschlossenheit not; denn die sinnliche Natur, die bei allen im Wege steht, ist schwer zu überwinden. Ihr wachsen für einen abgehauenen Kopf drei andre wieder; und der Mensch ist ihr Freund, und redet ihr immer das Wort, und ist behende und schlau, Künste und Auswege zu finden, um sie zu retten.

Zum Exempel, wenn eine Neigung in uns aufsteht, und man es fühlt und weiß, daß diese Neigung dem bessern Gesetz in uns Gewalt tut, und daß sie mit ihm unverträglich ist, so will man sich auf diese Unverträglichkeit nicht einlassen, und sucht beide Kräfte mit Entschuldigungen und guten Worten hinzuhalten, daß sie sich nicht unmittelbar berühren und aneinander kommen. Der Weichling fürchtet Entscheidung, und fliehet deswegen den Kampf. Man soll aber Entscheidungen wollen, und in seiner Kammer, oder nachts auf seinem Lager, die zwei feindlichen Kräfte aneinander bringen, und sie in seinem Herzen gleichsam zusammenlaufen und sich solange miteinander bewegen und miteinander ringen lassen, bis man sich aufrichtig bewußt ist, daß das bessere Gesetz die Oberhand erhalten habe, und unsre wahre Meinung und unser wahrer Sinn sei.

Mit diesem ersten Sieg ist vieles, aber nicht alles gewonnen. Dieser Sinn wankt wieder, und trübt sich wieder; aber er muß

täglich und bei jedem Anlaß wieder errungen und wieder gefaßt werden, so oft und so lange, bis er unserm Inwendigen einheimisch geworden, und so fest und beständig ist, wie in dem Inwendigen einer Eiche der Trieb zu wachsen, den Wind und Wetter und andre äußerliche Zufälle und Umstände hindern und stören, aber solange die Eiche steht, nicht vertilgen können.

Wenn der Mensch das hat, wenn er mit Wahrheit sagen kann: „ich will mir selbst nicht leben. Ich hätte gern das Hohe und Gute; wenn mir das aber nicht beschieden ist, das Niedrige und Böse will ich nicht. Knecht will ich nicht sein.“ — wenn der Mensch das, zu jeder Zeit, mit Wahrheit sagen kann; so ist er dem guten Gewissen nahe, bis auf die im vorigen Leben begangenen Fehltritte und Vergehungen mit ihren Folgen, bis auf die geschehene Beleidigung Gottes, die nicht ungeschehen gemacht werden kann.

Wenn wir nur einen rechtlichen Menschen beleidigt haben, so ist er beleidigt, und ein zartes Gemüt kann es nicht vergessen. Reue und Zeit heilen wohl die Wunde; aber die Narbe bleibt und fordert noch immer etwas von uns. Wozu denn jene Beleidigung! — „Für die Gesunden und Starken ist kein Rat, denn die Gerechtigkeit Gottes ist unerbittlich.“ — Aber für die Kranken hat Gott hinter ihrem Rücken Gedanken des Friedens gehabt und durch ein kühnlich großes Geheimnis seine Gerechtigkeit in seine Liebe eingewickelt. — Die Ehebrecherin ward nicht verdammt, und die große Sünderin durfte seine Füße küssen.

In Summa, mit jenem Sinn im Herzen, und im Glauben an den Stiller unseres Haders kann der Mensch, ohne hergestellt zu sein, ein gutes Gewissen haben und ruhig abwarten, daß ihm vom Himmel gegeben werde, was sich der Mensch nicht nehmen kann.

Nun, lieber Andres, Du kennst das Glück eines guten Gewissens, und, will's Gott, sind außer Dir noch viele, die dies Glück kennen und es heimlich genießen, ohne daß andre Leute davon wissen. Denn ein gutes Gewissen im Menschen ist wie ein Edelstein im Kiesel. Er ist wirklich darin; aber Du siehst nur den Kiesel, und der Edelstein bekümmert sich um Dich nicht.

Mir wird allemal wohl, wenn ich einen Menschen finde, der dem Lärm und dem Geräusch immer aus dem Wege geht, und gerne allein ist. Der, denke ich denn, hat wohl ein gutes Gewissen;

er läßt die s ch n ö d e n Zinsengerichte stehen und geht vorüber, um bei sich einzukehren, wo er bessere Kost hat und seinen Fisch immer gedeckt findet.

Wehe den Menschen, die nach Zerstreuung haschen müssen, um sich einigermaßen aufrecht zu erhalten!

Doch wehe siebenmal den Unglücklichen, die Zerstreuung und Beschäftigung suchen müssen, um sich selbst aus dem Wege zu gehen! Sie fürchten allein zu sein; denn in der Einsamkeit und Stille rührt sich der Wurm, der nicht stirbt, wie sich die Tiere des Waldes in der Nacht rühren und auf Raub ausgehen.

Aber selig ist der Mensch, der mit sich selbst in Frieden ist, und unter allen Umständen frei und unerschrocken auf und um sich sehen kann! Es gibt auf Erden kein größeres Glück.

Eine Ergänzung zu diesen Briefen bringt der große Aufsatz „Geburt und Wiedergeburt“, auf dessen wesentliche Bedeutung Johannes Herzog vor wenigen Jahren mit Nachdruck hingewiesen hat. Claudius geht darin von dem Wort Christi aus: „Das aus dem Fleisch Geborene ist Fleisch, das aus dem Geist Geborene ist Geist.“ Da eben liege der große Knoten, an dessen Auflösung die menschliche Vernunft sich von jeher abgearbeitet habe, daß der Wille zum Vollkommenen gelähmt wird durch das Beharren des Fleisches beim Stückwerk; die Ursache dieses Zwiespalts wird nicht nur von unserer christlichen Religion, sondern in Übereinstimmung damit schon in den ältesten Urkunden und Überlieferungen aller Völker zurückgeführt auf „Mißbrauch der Freiheit“ und ein Herausfallen aus ursprünglicher Gottverbundenheit. Das Schlimme ist dabei,

„daß die verständige von Gott geschaffene Natur, die ihrer Würdigkeit nach tätig sein sollte, in dem Menschen leidend, und die sinnliche, die leidend sein sollte, tätig ist, und daß die eine nur auf Kosten der andern zu Kräften kommt und die Oberhand gewinnen kann... Die sinnliche Natur im Menschen wird in ihm von ihresgleichen unmittelbar berührt; sie liegt nach außen und um-

schließt das Verständige in ihm, wie die Hülse den Kern, wie das Weiße im Ei den Dotter. Was um uns her sichtbar und sinnlich ist, wahrnehmen wir und empfinden wir in und an sich selbst und genießen es ungehindert und ohne Mühe. — Nicht so das Verständige: das wird in uns von seinesgleichen nicht unmittelbar berührt. Wir nehmen es nur wahr in und an seinen Wirkungen. Und zwischen dieser Wahrnehmung und der unmittelbaren Berührung ist eine große Kluft, die erst überstiegen werden muß.“

Unter Hinweis auf das Christuswort „Selig sind, die eures Herzens sind, denn sie werden Gott schauen“ soll der Mensch

„das Eitle nicht liebhaben, das ungöttliche Wesen verleugnen und die weltlichen Lüste. Er muß also einen gegenwärtigen Genuß, den er sieht und hat, für einen künftigen, den er hofft und nicht sieht, aufgeben... Wer zu Gott kommen will, der muß glauben, daß er sei und denen, die ihn suchen, ein Vergelteter sein werde... Durch den Glauben kann also der Mensch eine Krisis zuwege bringen und an seiner Reinigung und Herstellung arbeiten. Aber sie vollenden und den Schaden bessern — das kann er, sich selbst überlassen, nicht. Die Wiedergeburt ist ein Geheimnis und muß, wie alle Geheimnisse, die von sicherer Hand kommen, aufs Wort und ohne weiteres geglaubt und angenommen werden... Wie das Weizenkorn in der Erde erweicht und aufgelöst wird und nach und nach ein Leben seiner Art annimmt, Keime treibt und im Stillen fortwächst, bis der Halm über der Erde zum Vorschein kommt, so geht es in einem solchen Herzen. Es verliert nach und nach seine eigene Gestalt und die vorigen Neigungen, spürt in sich etwas Lebendiges und Kräftiges, das den Geist mehr und mehr löst und über diese Welt erhebt, bis der Tag anbricht und der Morgenstern aufgeht und das Geheimnis: Christus in uns in ihm vollendet wird.“

Claudius hat neben seinem Freunde Hamann und neben Männern wie Jung-Stilling, Lavater und dem katholischen Bischof Sailer das große Verdienst, gegen die völlige Verflachung und Auflösung des religiösen Lebens durch die sogenannte Aufklärung den wahren Sinn des Christentums wieder zur Geltung gebracht zu

haben. Trotz vieler erfreulicher Ansätze, die zumal in den Anfängen des Rationalismus nicht zu verkennen sind, hatte dieser die individuelle Vernunft eines jeden, seinen gefunden Menschenverstand zum Maßstab für die biblische Offenbarung genommen und alles, was hiermit nicht übereinstimmte, als zufällige Beimischung oder willkürlichen Trug ausgeschieden. Das Evangelium Jesu Christi war bestenfalls zur Metaphysik verflüchtigt oder zur bloß moralischen Belehrung geworden. Das höchst optimistische Denken dieser Vernunftgläubigen wollte nichts von der sündhaften Natur des Menschen wissen, erwartete vielmehr alles Heil eben von einer vernunftgemäßen Aufklärung und ließ vom eigentlichen Inhalt des Neuen Testaments nur die allgemeinen Begriffe von Gott, Tugend, Unsterblichkeit übrig. Hier setzte der Widerstand der genannten Männer ein; auch Claudius hat mit den Waffen nicht allein des christlichen Glaubens, sondern auch der philosophischen Gedankengänge gekämpft, die ihm die alten Denker von Sokrates bis Kant an die Hand gaben. Er wußte aus Geschichte und eigener Erfahrung, daß die Vernunft nicht die letzte Instanz sein könne im Bereich des Übernatürlichen, der Offenbarung.

In echt platonischer Kunst der Dialogführung hat Claudius seine Erkenntnisse entwickelt im „Morgengespräch zwischen Alsmus und Kandidat Bertram“; dieser letztere hatte davon geträumt, eine Predigt im rationalistischen Sinne vor einer aufgeklärten Gemeinde zu halten, um allen Bößendienst, Täuschung und Aberglauben zu bekämpfen mit Mitteln der Philosophie. Er erhält von dem erfahrenen Alsmus manche treffende Belehrung:

B.: Was dünkt Euch von den Gelehrten, die durch die Philosophie in das Geheimnis der Religion einzudringen suchen?

A.: Die kommen mir vor wie Zachäus, der auf einen Maulbeerbaum stieg, um Christus zu sehen. Religion ist, die sie ist. Sie ist eine lebendige Kraft, und die kann nicht zergliedert und zusammengesetzt werden und ist also den Philosophen und ihrer Kunst nicht unterworfen; wo sie nicht e r f a h r e n wird, da ist und bleibt sie unbekannt.

B.: Wollt Ihr denn gar nichts von Philosophie und Kunst wissen?

A.: Bewahre! Hast du schon vergessen, was ich vorhin sagte? Ich ehre sie vielleicht mehr als du. Ich habe nur einiges wider sie; unter anderem, daß sie mit ihrer lahmen Hüfte oft das große Wort haben und die F r a u im H a u s e spielen will, ohne von dem Detail des Hauswesens unterrichtet zu sein; u. a. daß sie immer s e h e n, und nicht g l a u b e n will usv. Und es gibt doch wirklich manche Dinge, an denen uns gelegen ist, die wir vorher g l a u b e n müssen, wenn wir sie s e h e n wollen, Herr Bertram. — —

B.: Aber wenn nun die Philosophen suchen den G l a u b e n v e r n ü n f t i g zu machen?

A.: Sie täten besser, wenn sie suchten, die V e r n u n f t g l ä u b i g zu machen. Das würde ihnen mehr Segen bringen, und wahrscheinlich auch mehr Ehre. Denn es ist etwas Rechtliches und Gutes darin, wenn ein Mensch von Scharfsinn und Talent am rechten Ort seine Einsicht aufgibt und für nichts achtet, um 'einer höheren zu huldigen, zu glauben und zu vertrauen — es ist darin so etwas Rechtliches [= Richtiges] und Gutes, daß man begreift, wie der Mensch durch eine solche Aufopferung selbst empfänglicher wird, und wir Gott dadurch gereizt und gewonnen werden, oder, nach dem Ausdruck der Heiligen Schrift, wie dem Abraham sein G l a u b e zur Berechtigung gerechnet werden kann.

An sich können Vernunft und Glaube gerne gemeinschaftlich, wie Freunde, miteinander leben; doch die meiste Zeit und fast immer entstehen daraus böse Händel. Ich habe keine Stimme; aber ich führe dir wieder deinen Bacon an, der auch mein Mann ist: „Aus der ungesunden Behandlung der göttlichen und der menschlichen Dinge wird nicht nur eine phantastische Philosophie, sondern auch eine häretische Theologie großgezogen. Darum ist es sehr heilsam, wenn mit nüchternem Sinn dem Glauben eben das gegeben wird, was dem Glauben zugehört.“ — —

Wir sehen, daß alles Wesen in seinen Ursprung zurückkehrt, ein jedes nach seiner Art. Die Bäche und Ströme laufen und rennen, bis sie wieder im Ozean sind, aus dem sie entstehen. Die Geister der Pflanzen und Tiere usw., die einen *cursum* durch die körperliche Natur zu machen haben, sind in beständiger Arbeit und Bewegung, bis sie des Jochs wieder los und wieder in *ihren* Ozean eingegangen sind. Und der Mensch, der aus Gott entsprungen ist, sehnt und ängstet sich immerdar und findet und hat keine Ruhe als in Gott

Seit der Mensch aus dem väterlichen Hause in dies fremde Land verbannt worden, ist er in eine sinnliche Natur gehüllt, dadurch ihm der *Anblick* des Vaters und des väterlichen Hauses genommen ist. Er *fühlt* sich freilich, und in seiner Brust wohnt eine Ahnung seines Ursprungs. Aber, weil er hier sinnlichen Eindrücken preisgegeben ist und seine Heimat für ihn im Dunkeln liegt, so erstickt „die Sorge der Welt“ und der betrügerliche Reichtum usw. die Ahnung in seiner Brust, und er vergißt des Vaters. Nun „verkündigen die Himmel Gottes Ehre, ein Tag sagt's dem andern, und eine Nacht tut es kund der andern. Es ist keine Sprache noch Rede, darin man nicht ihre Stimme höre“ (Ps. 19, 2 ff.).

B.: Das begreife ich; aber wozu so mancherlei Geschöpfe und die tausend und tausend *verschiedenen* Gestalten?

A.: Der Mensch, in seinem jetzigen Zustande, kann Gottes Wesen in der ganzen ungeteilten Vollkommenheit nicht fassen. Er kann nur *Stückwerk* fassen, nur zerstreute einzelne Züge. Ein jedes Geschöpf hat eine Spur von Gott an sich, dies diese, jenes eine andere. Und du kannst die Geister aller der verschiedenen Geschöpfe, die um uns her sind, als so viele *Boten* ansehen, die in *die* Zeit gesandt wurden, daß sie uns nicht allein an den Vater erinnern, sondern auch etwas von ihm sagen und kundtun sollten; so mußte ein jeder ein sichtbares Kleid anziehen, darauf seine Natur, Art und Eigenschaft mit leserlicher Schrift geschrieben sind, daß wir sie lesen und uns daraus unterrichten möchten. „Wenn ich irgendein Gras, eine Blume, einen Stein in die Hand nehme, so werde ich gleich fragen, welches ist hier der Zug, womit sich mein Schöpfer charakterisiert?“ . . .

B.: Die Idee, daß Himmel und Erde für uns eine Schrift und alle Geschöpfe, die uns umgeben, Buchstaben dieser Schrift sind, daraus wir uns von Gott unterrichten können — diese Idee ist

erhaben und schön, ich gestehe es Euch. Aber, wie kann diese Schrift gelesen werden? Ihre Buchstaben sind ja lauter stumme Buchstaben oder Konsonanten!

A.: Das sind sie; und sei kein Narr und halte sie für mehr als sie sind. Du mußt sie aber auch nicht für weniger halten als sie sind. Die Geister fliegen hier unterm Mond nicht nackt herum wie die Fledermäuse. Sie sind alle bekleidet. Ein jeder, welcher Art er sei, hat ein Substratum, auf dem er ruhet, einen Konsonanten, auf dem er wohnt. Du weißt, wie zum Exempel Moses und seine Freunde, die du auf Glauben für weise Leute annehmen kannst, die stummen Buchstaben oder Konsonanten, mit denen der Name Gottes geschrieben wird, ansahen. Sie waren ihnen heilig, und der große Sinn, der in diesen Namen war, haftete ihnen an diesen bestimmten hebräischen Buchstaben.

B.: Aber, wenn auch in bestimmten Buchstaben ein bestimmter Sinn wäre, so frage ich immer wieder: wer wird ihn finden?

A.: Freilich, wer wird ihn finden? Scharfsinn allein richtet es nicht aus; und wenn sonst nichts zu Hilfe kommen könnte, so würde es um die Erkenntnis, die daraus geschöpft werden soll, sehr mißlich stehen. Aber „die Erscheinungen der Leidenschaften, die wir allenthalben in der menschlichen Gesellschaft beobachten“, lehren: „wie alles, was noch so entfernt ist, ein Gemüt im Affekt mit einer besonderen Richtung trifft; wie jede einzelne Empfindung sich über den Umkreis aller äußeren Gegenstände verbreitet, wie wir die allgemeinsten Fälle durch eine persönliche Anwendung uns zuzueignen wissen“ — daß also einem Gemüt, das von Liebe zu Gott durchdrungen ist, Zeichen und Winke bedeutend [= bedeutsam] und verständlich werden und sein können, die ihm sonst und vorher unbedeutend und unverständlich waren. „Die Analogie“, sagt eben derselbe Schriftsteller [Hamann], „die Analogie des Menschen zum Schöpfer erteilt allen Kreaturen ihr Gepräge und ihren Gehalt. — Je lebhafter diese Idee, das Ebenbild des unsichtbaren Schöpfers, in unserem Gemüte ist, desto fähiger sind wir, seine Leutseligkeit in den Geschöpfen zu sehen und zu schmecken, zu beschauen und mit Händen zu greifen.“

B.: Ich hörte gerne mehr von dieser Schrift und diesen Buchstaben.

A.: Und ich wollte gerne dienen; aber es geht mir gerade, wie es dir in deiner ersten Predigt ging. Eins kann ich dir noch

sagen, wenn du es nicht selbst errätst: daß nämlich der Mensch der erste und wichtigste Buchstabe von allen ist. Jedermann, wenn er von Gott forschen und sagen will, wendet sich an sich selbst, und das mit Recht.

Denn im Menschen ist ein unsterblicher Same und Keim, in dem die Schätze der Wahrheit und Erkenntnis Gottes verborgen liegen und aus ihm entwickelt werden können. Aber, wie die Keime der physischen Natur sich nicht selbst entwickeln können, so auch dieser nicht. Er bedarf, wie jene, einer Reaktion von außen. Je angemessener und homogener diese ist, desto schneller und vollkommener wächst die Frucht hervor. Und so kränkt auch, ohne Reaktion, der Keim im Menschen, und hat nur dunkle, unvollständige Ahnungen von Gott usw. . . .

In der physischen Natur spiegeln sich einzelne Kräfte, und im Menschen spiegelt sich die Gottheit selbst. Nur ist in uns, so wie wir hier sind, der Spiegel so verbogen und unrein, daß das Bild nur verstellt und wie in Nebel gehüllt ist. Durch Reaktion, wenn zum Exempel große tugendhafte Menschen, in denen sich Gott weniger trübe spiegelt, auf dich reagieren, wird dieses Bild bewegt. Und neben einem vollkommen reinen und heiligen Spiegel tritt es deutlicher hervor. Der Spiegel aber ist in Christus, der da ist der „Glanz der Herrlichkeit Gottes und das Ebenbild seines Wesens“. Wer zu seiner Zeit lebte und ihn sah, und wer ihn seitdem in seiner Geschichte sieht, der sah und sieht den Vater, wie er selbst zu Philippus sagte. Und darum ist für den sinnlich gewordenen Menschen der sichtbare Christus so unentbehrlich und wichtig. Und wenn der nicht gewesen wäre, so sollten sie manches, das sie von Gott wissen und sagen, wohl ungesagt lassen. In Christus sieht der Mensch, wozu er berufen ist und was er werden kann.

Aber er ist es mit dem Sehen noch nicht und kann es mit dem Sehen alleine nicht werden. Der sichtbare Christus ward den Jüngern wieder aus den Augen weggenommen und geopfert. Er mußte gekreuzigt werden und sterben, damit der unsichtbare wieder zu ihnen käme, der Tröster, der sie trösten, sie in alle Wahrheit leiten und in ihnen bleiben sollte ewiglich. Diesen Tröster kennt die Welt nicht und sieht ihn nicht. An den muß sie glauben und die alte Haut daran wagen, wenn sie

ihn finden und innerwerden will, daß das Christentum von Gott sei.

Aus diesen Gedankengängen wie aus vielen andern Stellen wird ersichtlich: Claudius streitet nur, wie ich in einem früheren Aufsatz ausführte, gegen den Mißbrauch der Vernunft, gegen ihre Grenzüberschreitung und Selbstüberhebung, die in titanischem Übermut und düntelhafter Bergewaltigung zu einem dämonischen Aufstand gegen Gott und die Schöpfung führte. In einem Brief an den Better steht das herrliche Wort:

„Wer die Vernunft kennt, verachtet sie nicht. Sie ist ein Strahl Gottes, und nur das radikale Böse hat ihr die himmelblauen Augen verderbt. Aber es schwebt noch um den blinden Tiresias etwas Großes und Ahnungsvolles, und sie hat wie der König Lear, auch wenn sie irre redet, noch die Königsmiene und einen Glanz an der Stirn.“

Mit Kant, auf dessen Lehre vom radikalen Bösen hier angespielt wird, hat sich Claudius aufs ernsteste beschäftigt, ja er knüpft oftmals in seiner Beweisführung für die Eigenart der Religion und bei der Zurückweisung rationaler Einwände an dessen „Kritiken“ an; wir lesen auch in dem zitierten Brief an den Better, daß er dessen Söhnen ihr Studium anrät, falls sie selbständigen Geistes seien. Aber Claudius sieht auch deutlich Kants Grenze darin, daß er in seinem weltumspannenden Gedankensystem an das Geheimnis des Christusglaubens nicht heranreicht, mag auch eine geheime Verehrung des Erlösers aus manchem Worte des Königsberger Philosophen herauszuhören sein. Am kürzesten drückt ein Brief an Andres die Grundhaltung unseres Claudius aus:

Philosophie ist gut, und die Leute haben unrecht, die ihr so ganz und gar Hohn sprechen; aber Offenbarung verhält sich nicht zu Philosophie wie viel und wenig, sondern wie Himmel und Erde, oben und unten

Ihr mögt nun selbst urteilen, wie weit die Philosophie ein Besen sei, die Spinnweben aus dem Tempel auszufegen. Sie kann auf gewisse Weise 'n solcher Besen sein, ja, mögt sie auch einen Hasenfuß nennen, den Staub von den heiligen Statuen abzukehren. Wer aber damit an den Statuen selbst bildhauen und schnitzen will, seht, der verlangt mehr von dem Hasenfuß als er kann, und das ist höchst lächerlich und ärgerlich anzusehen. Paulus, der vieles in der Welt versucht hatte, der auch 'n Sadduzäer und Fort Esprit gewesen und hernach eines andern war belehrt worden, bei allem seinem Enthusiasmus für das neue System, doch aber in seinem Brief an die Römer die Dialektik noch so gut treibt und versteht als einer: dieser alte, erfahrene Mann sagt, und bringt darauf seine alten Tage in viel Arbeit und Fährlichkeit zu und läßt sich fünfmal vierzig Streiche weniger eins darauf geben, „daß der Friede Gottes höher sei denn alle Vernunft!“ — und so 'n Selbstschnabel will räsonieren.

In den jüngst vergangenen Jahren haben wir erlebt, daß sich die Sätze des bescheidenen und dennoch an Geist und Herz überlegenen Wandsbecker Boten bewähren:

„Dem Menschen muß etwas wahr und heilig sein! und das muß nicht in seinen Händen und nicht in seiner Gewalt sein; sonst ist auf ihn kein Verlaß — weder für andre noch für ihn selbst. Was soll doch einer für Furcht vor den Göttern haben, die er selbst inventiert und gemacht hat? Und was kann er von ihnen für Trost erwarten? Auch ist das scharfsinnigste Gemächt der Selbstgöttler eigentlich nur zum Staat und für die guten Tage, und ich hab's mehrmals gesehn, Better, wenn's was gilt, so lassen sie die Ohren hängen.“

Den Herrn Better läßt Claudius antworten:

„Mit den Produkten der Zeit müßt Ihr es nicht so genau nehmen. Die Vernunft ist heuer Mode und Ihr wißt wohl, wie es mit den Modewaren ist. Sie sind nicht immer solide gearbeitet und können es bei der Menge, die gefordert wird und bei der Verschiedenheit der Lieferanten auch nicht sein. Was den Sturm, der auf die geoffenbarte Religion gelaufen wird, anlangt: da sollte ich nicht denken, Better, daß es damit Not hätte... und, Better, wenn sie, die Vernunft, auch Euer und aller Welt entraten könnte

und entraten hätte, so liegt doch das Geheimnis der Religion sehr sicher, denn das ist einzig und sonderer Art.“

Als Fundament seines Lebens und Wirkens erwies sich immer klarer, was ein anderer Brief an Andres in folgende Worte faßt:

„Wer menschliche Weisheit sein läßt, was sie ist, sich aber bescheidet, daß es eine größere gäbe, und Gott Mittel und Wege haben könne, davon der Mensch nicht weiß, und daß eine Offenbarung über unseren Einsichten sein müsse, und das Unbegreifliche an ihr kein Flecken, sondern, wenn sie sonst das Gepräge göttlicher Liebe trägt, grade ihr Wahrzeichen und ihre Schöne sei, der ist besser daran, und kann allen den Zänkereien unbekümmert zusehen... Doch dem sei, wie ihm wolle, Andres: wir glauben der Bibel aufs Wort, und halten uns schlecht und recht an das, was die Apostel von Christus sagen und setzen.“

In langen Jahren des Reiswerdens war Claudius zu einer ruhigen Beurteilung fremder und fernliegender Formen der Gottesverehrung gelangt, die für die damalige Zeit ungewöhnlich weitherzig war. Schon in den ganz frühen Spekulationen am Neujahrstag heißt es:

'n fröhliches Neujahr, 'n fröhliches Neujahr für mein liebes Vaterland, das Land der alten Redlichkeit und Treue! 'n fröhliches Neujahr, für Freunde und Feinde, Christen und Türken, Pottentotten und Kannibalen! für alle Menschen, über die Gott seine Sonne aufgehen und regnen läßt! und für die armen Nohrensklaven, die den ganzen Tag in der heißen Sonne arbeiten müssen! 's ist ein gar herrlicher Tag der Neujahrstag! ich kann's sonst wohl leiden, daß einer 'n bißchen patriotisch ist und andern Nationen nicht hofiert. Böß muß man freilich von keiner Nation sprechen; die Klugen halten sich allenthalben stille, und wer wollte um der lauten Herren willen 'n ganzes Volk lästern? wie gesagt, ich kann's sonst wohlleiden, daß einer so 'n bißchen patriotisch ist, aber Neujahrstag ist mein Patriotismus mausetot, und 's ist mir an dem Tage, als wenn wir alle Brüder wären und Einer unser Vater, der im Himmel ist, als wären alle Güter der Welt Wasser, das Gott für alle geschaffen hat, wie ich mal haben sagen hören usw.

Nun denkt er daran, daß er in dem vergangnen Jahre die Sonne so oft hat aufgehen sehen und den Mond, daß er oft so viele Blumen und Regenbogen angeschaut und so oft aus der Luft Odem und aus dem Bach Wasser getrunken habe, so daß er nun die Müze abzieht und ein dankbares Gebet spricht. Der Schluß aber bringt eine eigentümliche Wendung: er denkt an die Lieben und Bekannten, die im letzten Jahre starben, „daß sie nun mit Sokrates, Numa und andern Männern sprechen können, von denen ich so viel Gutes gehört habe“; auch ihrem Andenken und der Asche in ihren Gräbern wünscht er ein fröhliches, fröhliches Neujahr. Daß diese Namen hier auftauchen, ist bezeichnend für den angehenden Wandsbecker Boten: Numa, der römische Friedensfürst und Gesetzgeber, der durch Weisheit und Frömmigkeit den religiösen Grund zur künftigen Größe des römischen Staates legte, und Sokrates, den von jeher christliche Denker als einen heidnischen Vorläufer Christi betrachteten.

Es ist auffallend, daß Claudius wiederholt von bedeutenden Zeitgenossen mit diesem größten Lehrer der Griechen verglichen wurde, der nach eigener Aussage sich nur seinem Genius, seiner inneren, von Gott kommenden Stimme verpflichtet fühlte. Jener westfälische Freund Sprickmann z. B. schrieb, aufs tiefste beeindruckt von der Einfalt und Bescheidenheit des Boten: „Das ist Sokrates, meine Freunde, ganz Sokrates, wenn man das jetzt noch sein kann. Auch liest er beinah nichts als die Bibel und Sokrates, oder vielmehr, was gute Leute [wie Platon und Xenophon] von ihm sagen.“ Es ist kein Zufall, daß Claudius die Aussprüche des Sokrates immer wieder zitiert und in seiner Zeitschrift fortlaufend eine eigene Übersetzung der Apologie, d. h. der Verteidigungsrede des Sokrates vor seinen Richtern brachte, eines Frühwerks

von Platon. Wie Sokrates trägt auch er oft eine Maske, um die Genialität seines Herzens zu verbergen. Der Freund Jacobi kennzeichnet feinsinnig die echt niederdeutsche Herbeheit seines Wesens, die ihr wärmstes Empfinden in ein paar trockenen oder witzigen Worten aussagt und verbirgt: „Ohne eigene Berechtigung und in Knechtsgestalt: diese zwei Bestimmungen charakterisieren auffallend die Art und Kunst unseres Freimeisters in allen seinen Werken. Wenn sich etwas neu und tief Empfundenes als groß und trefflich Gedachtes in seiner Einbildungskraft gestaltet hat und nun in angeborenem Glanze hervortreten will, so hält er es an, um ihm vorher die Strahlen zu löschen; er errötet, windet und versteckt sich — will es nicht getan haben.“

Ganz im Sinne des Apostels Paulus: Alles ist Euer! ist die religionsphilosophische Schriftstellerei Claudius' gehalten. So nimmt er seinen Horizont wirklich universal, d. h. in allumfassender Weite. Es ist erstaunlich, mit welchem Spürsinn und feinem Verständnis er sich an Hand der damaligen Quellen in die uralte Geisteswelt des Ostens eingelebt und die alten Religionen von Indien, Persien, China und Aegypten in seiner „Asiatischen Vorlesung“ dargestellt hat in der tiefen Überzeugung,

„daß alle asiatischen Religionen wie die Kinder eines Vaters, zwar eine jede ihr eigenes Gesicht, aber alle gewisse Familienzüge haben . . . Was die Kinder Verschiedenes haben, das haben sie, denk ich, ein jedes von sich; was sie aber alle gemeinsam haben, die Familienzüge und -ähnlichkeiten, die haben sie vom Vater und können sie nicht anders haben als vom Vater.“

Schon Herder hatte den Blick vom Alten Testament aus weiter hinaus auf die alten Religionsformen gerichtet, aber viel stärker ist bei Claudius das Bewußtsein, daß Gott, der sich in Christus offenbart hat, auch der Gott

der Heiden ist, und so mahnt er den ältesten Sohn, der damals schon evangelischer Pfarrer war: „Verachte keine Religion, denn sie ist dem Geist gemeint, und Du weißt nicht, was unter unansehnlichen Bildern verborgen sein könne.“

Mit dieser Mahnung zur Ehrfurcht gegenüber jeder wahren Frömmigkeit, in welchem Gewande sie sich auch zeige, traf Claudius den wunden Punkt in der erstarrten lutherischen Orthodorie, die er wie auch andererseits die Lauheit einer innerlich gleichgültigen Toleranz in seiner tiefgläubigen Art ablehnte. So war er auch, als die Gemüther vieler Zeitgenossen durch den Übertritt der Brüder Stolberg zum Katholizismus aufs heftigste erregt, ja empört waren, von verstehender Milde, zumal er viel Rühmenswertes vom Klosterwesen und vom Fasten der Katholiken zu sagen mußte. So sehr er selbst evangelischer Christ lutherischer Prägung lebenslänglich blieb, war er doch ohne Blindheit gegen die Enge, gegen die Mängel, gegen die Menschlichkeiten der eigenen Konfession, da sich sein Blick durch die eingehende Beschäftigung mit Zauler, Augustinus, Thomas von Kempen, Pascal und Fénelon bedeutend über deren Grenze erweitert hatte. In die Gräfin Katharina Stolberg schrieb er 1802: „Wenn Sie meinen, daß die Katholiken manche Dinge haben, die gut sind und die wir Protestanten nicht annehmen, wer wehrt Ihnen, diese Dinge, wenn Sie davon überzeugt sind, als Protestantin anzunehmen?“ Ausdrücklich stimmte er den Worten seiner Rebekka zu, die einer lieben Freundin bei ihrem Übertritt herzlich wünscht, „daß der liebe Gott Dir alles geben wolle, was Du suchest und wünschest. Ich liebe und ehre von ganzem Herzen alle fromme Katholiken, bin aber fest überzeugt, daß ich nicht katholisch zu sein brauche, um selig zu werden, denn wir schöpfen doch aus e i n e r

Quelle. Und da wird uns der liebe Gott schöpfen helfen, das hoffe ich.“

Nachdem er dem Freund Hein in der toddrohenden Krankheit zu Darmstadt unmittelbar ins Auge gesehen hatte, vertieften sich seine Einsichten und Urteile in jeder Hinsicht, und immer mehr dringt er auf Verwirklichung der wahren Werte, so daß sich in ihm das Psalmwort erfüllte: Herr, lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden. Claudius selbst zitiert dies Wort einmal und fügt hinzu: „Gott mache uns durch Liebe, Freude, Frieden, Geduld, Freundlichkeit und die andern Früchte des Geistes den Tod, wenn er uns kommt, leicht und selig und sanft,“ was er auch erleben durfte. Wie in vielen Gedichten, so äußert sich Claudius wiederholt auch in seinen Schriften und Briefen über den Tod, so z. B. in einer nachdenklichen Betrachtung einiger Sprüche des Predigers Salomo:

„Der Tod ist 'n eigener Mann. Er streift den Dingen dieser Welt ihre Regenbogenhaut ab und schließt das Auge zu Tränen und das Herz zur Nüchternheit auf. Man kann sich von ihm freilich auch verblüffen lassen und des Dinges zuviel tun, und gewöhnlich ist das der Fall, wenn man bis dahin zu wenig getan hat. Aber er ist 'n eigener Mann und ein guter Professor Moralium! und es ist ein großer Gewinn, alles was man tut, wie vor seinem Katheder und unter seinen Augen zu tun.“ Bald darauf schreibt er als wesentliche Ergänzung dazu an den Better Andres: „Wenn Du den Herrn Christus nun sagen hörst, daß wer an ihn glaubt, nicht sterben soll, ob er gleich stürbe — freut Dich das nicht, Andres?“

Um erschütterndsten ist seine Stellung zum Tode aus einem in Form einer Gedenkrede gehaltenen Beitrag zum „Wandsbecker Boten“ ersichtlich, überschrieben „Parentation [Trauerrede] über Anselmo, gehalten am ersten Weihnachtstage, nota bene nicht in der Kirche, sondern

nur im Zimmer neben dem offenen Sarge, und war niemand da als Andres“:

Andres, hier liegt er! Aber er hört und sieht uns nicht mehr. Anselmo ist tot, unser lieber Anselmo! Wie ist dir zu Mut, Andres?

Er pflegte, wie du weißt, die Welt 'n Krankenhospital zu nennen, darin die Menschen bis zu ihrer Genesung verpflegt werden. Er ist nun genesen und hat seinen Hospitalskittel ausgezogen. Und wir stehen neben dem Kittel, und haben ihn nicht mehr, und finden so einen Anselmo nicht wieder.

Wie ist dir zu Mut, Andres?

Er war so fromm und geduldig, und die Engel haben seine Seele gewiß gerade in Abrahams Schoß getragen.

Sieh her! Er sieht noch aus, als da er lebte; nur hat ihn der Tod blaß gemacht. Der Tod macht blaß, Andres!

Hast du wohl eher eine Leiche in voller Verwesung gesehen?

So lange noch die Gestalt da ist, dünkt's einen, als wäre der Freund noch nicht ganz verloren. Er wohnt zwar jenseits des Wasfers, daß wir nicht zu ihm können; doch wohnt er noch da, und wir können doch seinen Schornstein rauchen sehn. Aber auch das darf nicht so bleiben, eh' es wieder vorwärts gehen kann; das hat Gott so geordnet. Anselmo muß ganz weg aus unsern Augen, muß Asche und Staub werden.

Ich bin so betrübt, Andres. Wollte dich gerne trösten, aber ich kann nicht. Lehne dich an die Wand oder in eine Ecke, und weine dich satt; ich will mich hier hinsetzen, und 'n Kopf wider den Sarg stützen —

Es ist doch alles eitel und vergänglich, Sorge, Furcht, Hoffnung, und zuletzt der Tod! — Die Zeit wird kommen, Andres, wo sie uns auch in Leinen wickeln, und in einen Sarg legen. Laßt uns tun, lieber Junge, was wir denn gerne möchten getan haben, und unser Vertrauen auf Gott setzen.

— Und nun Abschied nehmen, Andres. Wir können ihm doch nichts mehr helfen.

Ich habe hier einen Blumenstrauß, den will ich ihm noch in den Sarg legen; schenk' du ihm dein kleines Silberkreuz, und leg's ihm auf die Brust. Und denn wollen wir beide hintreten, und ihn zu guter Letzt noch einmal ansehen.

Anselmo! Lieber Anselmo! mit deinen blassen gefalteten Händen, schlafe wohl! Gott sei mit dir!! O du lieber Herzens Anselmo!! Gott sei mit dir!!!

— Wir werden uns wieder sehen — Und komm, Andres, und gutes Muts! Mußt nun recht gutes Muts sein. Unser Herr Christus ist auch heute geboren.

Daß ihn das Rätsel der Trennung der Seele vom Leibe bis zum eigenen Tode beschäftigte, wissen wir von seinem Schwiegersohn Perthes, der berichtet, Claudius habe in den letzten Tagen seines Lebens mehrmals gesagt: „Mein ganzes Leben habe ich auf diese Stunde studiert und noch weiß ich nicht, wie es enden soll,“ bis sich ihm die Ungewißheit im Gebete des Vaterunser löste. Seine ganze christliche Weisheit des Alltags ist zusammengefaßt in seinem Vermächtnis „An meinen Sohn Johannes“; in diesen Sprüchen sehen wir nun alle Schnörkel und Verkleidungen, die für seine frühe Prosa bezeichnend waren, abgefallen, und das reiche Ergebnis eines langen gottgeführten Lebens kommt nun in einer kristallklaren Sprache zum Vorschein, die gleichberechtigt neben der unserer besten deutschen Meister steht.

Gold und Silber habe ich nicht; was ich aber habe, gebe ich dir.

Lieber Johannes!

Die Zeit kommt allgemach heran, daß ich den Weg gehen muß, den man nicht wieder kömmt. Ich kann dich nicht mitnehmen und lasse dich in einer Welt zurück, wo guter Rat nicht überflüssig ist.

Niemand ist weise von Mutterleibe an; Zeit und Erfahrung lehren hier, und fegen die Tenne.

Ich habe die Welt länger gesehen, als du.

Es ist nicht alles Gold, lieber Sohn, was glänzet, und ich habe manchen Stern vom Himmel fallen und manchen Stab, auf den man sich verließ, brechen sehen.

Darum will ich dir einigen Rat geben, und dir sagen, was ich funden habe, und was die Zeit mich gelehret hat.

Es ist nichts groß, was nicht gut ist; und ist nichts wahr, was nicht bestehet.

Der Mensch ist hier nicht zu Hause, und er geht hier nicht von ungefähr in dem schlechten Rock umher. Denn siehe nur, alle andre Dinge hier, mit und neben ihm, sind und gehen dahin, ohne es zu wissen; der Mensch ist sich bewußt, und wie eine hohe bleibende Wand, an der die Schatten vorüber gehen. Alle Dinge mit und neben ihm gehen dahin, einer fremden Willkür und Macht unterworfen; er ist sich selbst anvertraut, und trägt sein Leben in seiner Hand.

Und es ist nicht für ihn gleichgültig, ob er rechts oder links gehe.

Laß dir nichts weiß machen, daß er sich raten könne und selbst seinen Weg wisse.

Diese Welt ist für ihn zu wenig, und die unsichtbare siehet er nicht und kennet sie nicht.

Spare dir denn vergebliche Mühe, und tue dir kein Leid, und beginne dich dein.

Halte dich zu gut, Böses zu tun.

Hänge dein Herz an kein vergänglich Ding.

Die Wahrheit richtet sich nicht nach uns, lieber Sohn, sondern wir müssen uns nach ihr richten.

Was du sehen kannst, das siehe, und brauche deine Augen, und über das Unsichtbare und Ewige halte dich an *S o t t e s* Wort.

Bleibe der Religion deiner Väter getreu, und hasse die theologischen Kannegießer.

Scheue niemand so viel, als dich selbst. Inwendig in uns wohnet der Richter, der nicht trügt, und an dessen Stimme uns mehr gelegen ist, als an dem Beifall der ganzen Welt und der Weisheit der Griechen und Agypter. Nimm es dir vor, Sohn, nicht wider seine Stimme zu tun; und was du sinnest und vorhast, schlage zuvor an deine Stirne und frage ihn um Rat. Er spricht anfangs nur leise und stammelt wie ein unschuldiges Kind; doch, wenn du seine Unschuld ehrest, löset er gemach seine Zunge und wird dir vernehmlicher sprechen.

Lerne gerne von andern, und wo von Weisheit, Menschenglück, Licht, Freiheit, Tugend usw. geredet wird, da höre fleißig zu. Doch traue nicht flugs und allerdings, denn die Wolken haben nicht alle Wasser, und es gibt mancherlei Weise. Sie meinen auch, daß sie die Sache hätten, wenn sie davon reden können und davon reden.

Das ist aber nicht, Sohn. Man hat darum die Sache nicht, daß man davon reden kann und davon redet. Worte sind nur Worte, und wo sie so gar leicht und behende dahin fahren, da sei auf deiner Hut, denn die Pferde, die den Wagen mit Gütern hinter sich haben, gehen langsameren Schrittes.

Erwarte nichts vom Treiben und den Treibern; und wo Geräusch auf der Gasse ist, da gehe fürbaß.

Wenn dich jemand will Weisheit lehren, so siehe in sein Angesicht. Dünket er sich hoch, und sei er noch so gelehrt und noch so berühmt, laß ihn und gehe seiner Kundschaft müßig. Was einer nicht hat, das kann er auch nicht geben. Und der ist nicht frei, der da will tun können, was er will, sondern der ist frei, der da wollen kann, was er tun soll. Und der ist nicht weise, der sich dünket, daß er wisse; sondern der ist weise, der seiner Unwissenheit inne geworden und durch die Sache des Dünkels genesen ist.

Was im Hirn ist, das ist im Hirn; und Existenz ist die erste aller Eigenschaften.

Wenn es dir um Weisheit zu tun ist; so suche sie und nicht das Deine, und brich deinen Willen, und erwarte geduldig die Folgen.

Denke oft an heilige Dinge, und sei gewiß, daß es nicht ohne Vorteil für dich abgehe und der Sauerteig den ganzen Teig durchsäure.

Verachte keine Religion, denn sie ist dem Geist gemeint, und du weißt nicht, was unter unansehnlichen Bildern verborgen sein könne.

Es ist leicht zu verachten, Sohn; und verstehen ist viel besser.

Lehre nicht andere, bis du selbst gelehrt bist.

Nimm dich der Wahrheit an, wenn du kannst, und laß dich gerne ihretwegen hassen; doch wisse, daß d e i n e Sache nicht die Sache der Wahrheit ist, und hüte, daß sie nicht ineinander fließen, sonst hast du deinen Lohn dahin.

Zue das Gute vor dich hin, und bekümmere dich nicht, was daraus werden wird.

Wolle nur einerlei, und das wolle von Herzen.

Sorge für deinen Leib, doch nicht so, als wenn er deine Seele wäre.

Behorche der Obrigkeit, und laß die andern über sie streiten.

Sei rechtschaffen gegen jedermann, doch vertraue dich schwerlich.

Mische dich nicht in fremde Dinge, aber die deinigen tue mit Fleiß.

Schmeichle niemand, und laß dir nicht schmeicheln.

Ehre einen jeden nach seinem Stande, und laß ihn sich schämen, wenn er's nicht verdient.

Werde niemand nichts schuldig; doch sei zuvorkommend, als ob sie alle deine Gläubiger wären.

Wolle nicht immer großmütig sein, aber gerecht sei immer.

Mache niemand graue Haare, doch wenn du Recht tust, hast du um die Haare nicht zu sorgen.

Mißtraue der Bestitution, und gebärde dich schlecht und recht.

Hilf und gib gerne, wenn du hast, und dünke dir darum nicht mehr; und wenn du nicht hast, so habe den Trunk kalten Wassers zur Hand, und dünke dir darum nicht weniger.

Tue keinem Mädchen Leides, und denke, daß deine Mutter auch ein Mädchen gewesen ist.

Sage nicht alles, was du weißt, aber wisse immer, was du sagest.

Hänge dich an keinen Großen.

Sitze nicht, wo die Spötter sitzen, denn sie sind die elendesten unter allen Kreaturen.

Nicht die frömmelnden, aber die frommen Menschen achte, und gehe ihnen nach. Ein Mensch, der wahre Gottesfurcht im Herzen hat, ist wie die Sonne, die da scheint und wärmt, wenn sie auch nicht redet.

Tue was des Lohnes wert ist, und begehre keinen.

Wenn du Not hast, so klage sie dir und keinem andern.

Habe immer etwas Gutes im Sinn.

Wenn ich gestorben bin, so drücke mir die Augen zu, und beweine mich nicht.

Stehe deiner Mutter bei, und ehre sie, solange sie lebt, und begrabe sie neben mir.

Und sinne täglich nach über Tod und Leben, ob du es finden möchtest, und habe einen freudigen Mut; und gehe nicht aus der Welt, ohne deine Liebe und Ehrfurcht für den Stifter des Christentums durch irgend etwas öffentlich bezeuget zu haben.

Dein treuer Vater.

5) Der Bote des Evangeliums.

„Die Wahrheit ist die Tochter des friedlichen Himmels; sie flieht vorm Geräusch der Leidenschaften und vor Zank. Wer sie aber von ganzem Herzen liebhat und sich selbst verleugnen kann, bei dem kehrt sie ein, den überleilt sie des Nachts im Schlaf und macht sein Gebirn und sein Angesicht fröhlich.“

Vorbildlich hat Claudius nach diesem Wort gelebt und geschrieben, und wir sahen schon, daß seine ganze schriftstellerische Thätigkeit darauf hinführte, diese erfahrene Wahrheit, die für ihn mit der Christusbotschaft zusammenfiel, seinem Volke aufs Neue lebendig zu machen. Immer deutlicher wurde ihm in den letzten beiden Jahrzehnten dieser Auftrag, immer reiner suchte er ihm gerecht zu werden; so fällt ein Abglanz der Ewigkeitswerte in Jesu Lehre auf diese späteren Schriften des „Boten“, daß sie für unsere Zeit wie für die seinige gültig und tröstend sind. Über seinen Beruf spricht er sich in aller Bescheidenheit aus in der Boranzeige des siebenten Teils seiner „Sämtlichen Werke“, die im Oktober 1803 in den Hamburger Zeitungen zu lesen war.

„Der Mensch lebet nicht vom Brot allein, das die Gelehrten einbrocken, sondern ihn hungert noch nach etwas Anderm und Besserem, nach einem Wort, das durch den Mund Gottes geht. Und dieses Andre und Bessere, dies Wort, das uns auf der Zunge schwebt und das wir alle suchen, ein jeder auf seine Art, finde ich zu meiner großen Freude im Christentum, wie es die Apostel unsrer Väter gelehrt haben. — Sollte ich damit zurückhalten und hehlen, weil es hie und da nicht die öffentliche Meinung ist, und berühmte und unberühmte Leute es besser wissen wollen und darüber spotten? Was kümmert mich berühmt und unberühmt, wo von ernsthaften Dingen die Rede ist? Und was gehen Meinungen mich an in Dingen, die nicht Meinung sind sondern Sache; fragt man auch den Nachbar, ob die Sonne scheint? ... Es steht nur wenigen an, dies große Thema zu dozieren; aber auf seine Art und in allen Treuen aufmerk-

sam darauf zu machen, durch Ernst und Scherz, durch Gut und Schlecht, Schwach und Stark und auf allerlei Weise an das Bessere und Unsichtbare zu erinnern, mit gutem Exempel voranzugehen und durchs Faktum zu zeigen, daß man — nicht ganz und gar ein Ignorant, nicht ohne allen Menschenverstand — und ein rechtgläubiger Christ sein könne, das steht einem ehelichen und bescheidenen Mann wohl an. Und das ist am Ende das Gewerbe, das ich als Bote den Menschen zu bestellen habe, und womit ich bisher treuherzig herumgehe und allenthalben an Tür und Fenstern anklopfe.“

„Das alte Wahre, faß' es an!“ Diese Mahnung Goethe's hat Claudius damit erfüllt, daß er die Offenbarung Gottes in Christus in seiner Sprache wieder neu prägte, zumeist in den Briefen an Andres. Dann auch in selbständigen Abhandlungen und Flugschriften. Vertraut mit dem Wissen seiner Gegenwart und bekannt mit den Schätzen der Weltliteratur wurzelte er mit seinen tiefsten Kräften in der Bibel und zwar Alten und Neuen Testaments; seine ganz besondere Vorliebe gehörte freilich dem Evangelium nach Johannes, und er hat sich schon in den Anfängen seines Wirkens folgendermaßen darüber ausgesprochen:

Ich habe von Jugend auf gern in der Bibel gelesen, für mein Leben gern. 's stehen solche schöne Gleichniß und Rätsel drin, und's Herz wird einmal darnach so recht frisch und mutig. Am liebsten aber les ich in Sanct Johannes. In ihm ist so etwas ganz wunderbares — Dämmerung und Nacht, und durch sie hin der schnelle zuckende Blitz! 'n sanftes Abendgewölk und hinter dem Gewölk der große volle Mond leibhaftig! so etwas Schwermütiges und Hohes und Ahndungsvolles, daß man's nicht satt werden kann. 's ist mir immer beim Lesen im Johannes, als ob ich ihn beim letzten Abendmahl an der Brust seines Meisters vor mir liegen sähe, als ob sein Engel mir's Licht hält, und mir bei gewissen Stellen um den Hals fallen und etwas ins Ohr sagen wolle. Ich versteh lang nicht alles was ich lese, aber oft ist's doch, als schwebt' es fern von mir, was Johannes meinte, und auch da,

wo ich in einen ganz dunkeln Ort hineinsähe, hab ich doch eine Vorempfindung von einem großen herrlichen Sinn, den ich 'nmal verstehen werde, und darum greif ich so nach jeder neuen Erklärung des Johannes. Zwar die meisten kräufeln nur an dem Abendgewölke, und der Mond hinter ihm hat gute Ruhe.

Niemals bringt Claudius die biblische Verkündigung im Kanzelton voll Salbung und Erbaulichkeit, sondern mit der lebendigen Anschaulichkeit, mit der er in den ersten Jahren die einfachen Leser seiner Zeitung zu wichtigen und nützlichen Erkenntnissen zu führen verstand. Ohne rechts und links zu blicken, verfolgte er seinen einsamen Weg, „weil es ihm nicht an Kraft und Mut fehlte, den Verdacht der alten Einfalt und des Zurückbleibens auf sich zu laden.“ So möge denn er selbst noch reichlich zu Wort kommen, zunächst mit einem Brief „Über das Gebet; an meinen Freund Andres“, der in eine Auslegung des Vaterunser ausgeht.

Es ist sonderbar, daß Du von mir eine Weisung übers Gebet verlangst; und Du verstehst's gewiß viel besser als ich. Du kannst so in Dir sein und auswendig so verstorbt und albern aussehen, daß der Priester Eli, wenn er Dein Pastor loci (Ortspfarrrer) wäre, Dich leicht in bösen Ruf bringen könnte. Und das sind gute Anzeichen, Andres. Denn, wenn das Wasser sich in Staubregen zersplittert, kann es keine Mühle treiben; und wo Klang und Rumor an Tür und Fenster ist, passiert im Hause nicht viel.

Daß einer beim Beten die Augen verdreht usw. sind' ich eben nicht nötig, und halte ich's besser: natürlich! Indes muß man einen darum nicht lästern, wenn er nicht heuchelt; doch daß einer groß und breit beim Gebete tut, das muß man lästern, dünkt mich, und es ist nicht auszustehen. Man darf Mut und Zuversicht haben, aber nicht eingebildet und selbstklug sein; denn weiß einer sich selbst zu raten und zu helfen, so ist ja das kürzeste, daß er sich selbst hilft. Das Händefalten ist eine feine äußerliche Zucht, und sieht so aus, als wenn sich einer auf Gnade und Ungnade ergibt, und's Bewehr streckt usw. Aber das innerliche heimliche Hinhängen, Weller-

schlagen und Wünschen des Herzens, das ist nach meiner Meinung beim Gebet die Hauptsache, und darum kann ich nicht begreifen, was die Leute meinen, die nichts vom Beten wissen wollen. Ist eben so viel, als wenn sie sagten, man solle nichts wünschen, oder man solle keinen Bart und keine Ohren haben. Das müßte ja'n hölzerner Bube sein, der seinen Vater niemals etwas zu bitten hätte, und erst 'n halben Tag beratschlagte, ob er's zum Äußersten wolle kommen lassen oder nicht. Wenn der Wunsch inwendig in Dir Dich nahe angeht, Andres, und voll warmer Liebe ist; so wird er nicht lange anfragen, er wird Dich übermannen wie'n starker gewappneter Mann, wird sich kurz und gut mit einigen Lumpen von Worten behängen und am Himmel anklopfen.

Aber das ist eine andere Frage, was und wie wir beten sollen. Kennt jemand das Wesen dieser Welt, und trachtet er ungeheuchelt nach dem, was besser ist; denn hat's mit dem Gebet seine gewiesene Wege. Aber des Menschen Herz ist eitel und töricht vor Mutterleibe an. Wir wissen nicht, was uns gut ist, Andres, und unser liebster Wunsch hat uns oft betrogen! Und also muß man nicht auf seinem Stück stehen, sondern blöde und verhalten sein, und dem lieber alles anheimstellen, der 's besser weiß als wir.

Ob nun das Gebet einer bewegten Seele etwas vermag und wirken kann, oder ob der Nexus Rerum (die Verkettung der Dinge) dergleichen nicht gestattet, wie einige Herren Gelehrte meinen, darüber lasse ich mich in keinen Streit ein. Ich hab' allen Respekt für den Nexus Rerum, kann aber doch nicht umhin, dabei an Simson zu denken, der den Nexus der Lorflügel unbeschädigt ließ, und bekanntlich das ganze Lor auf den Berg trug. Und kurz, Andres, ich glaube, daß der Regen wohl kömmt, wenn es dürre ist, und daß der Hirsch nicht umsonst nach frischem Wasser schreie, wenn einer nur recht betet und recht gesinnt ist.

Das „Vater Unser“ ist ein für allemal das beste Gebet, denn Du weißt, wer's gemacht hat. Aber kein Mensch auf Gottes Erdboden kann's so nachbeten, wie der's gemeint hat; wir krüppeln es nur von ferne, einer noch immer armseliger als der andere. Das schadet aber nichts, Andres, wenn wir's nur gut meinen; der liebe Gott muß so immer das Beste tun, und der weiß, wie's sein soll. Weil Du's verlangst, will ich Dir aufrichtig sagen, wie ich's mit dem „Vater Unser“ mache. Ich denke aber, 's ist nur sehr armselig gemacht, und ich möchte mich gern eines Besseren belehren lassen.

Sieh, wenn ich's beten will, so denk' ich erst an meinen seligen Vater, wie der so gut war und mir so gerne geben mochte. Und dann stell' ich mir die ganze Welt als meines Vaters Haus vor; und alle Menschen in Europa, Asia, Afrika und Amerika sind dann in meinen Gedanken meine Brüder und Schwestern; und Gott sitzt im Himmel auf einem goldnen Stuhl und hat seine Hand über's Meer und bis ans Ende der Welt ausgestreckt, und seine Linke voll Heil und Gutes, und die Bergspitzen umher rauchen — und denn fang' ich an:

Vater unser, der du bist im Himmel.

Geheiligt werde dein Name.

Das versteh' ich nun schon nicht. Die Juden sollen besondere Heimlichkeiten von dem Namen Gottes gewußt haben. Das lasse ich aber gut sein und wünsche nur, daß das Andenken an Gott, und eine jede Spur, daraus wir ihn erkennen können, mir und allen Menschen über alles groß und heilig sein möge.

Zu uns komme dein Reich.

Dabei denk' ich an mich selbst, wie's in mir hin und her treibt, und bald dies bald das regiert, und daß das alles Herzquälen ist, ich dabei auf keinen grünen Zweig komme. Und denn denk' ich, wie gut es für mich wäre, wenn doch Gott all Fehd' ein Ende machen und mich selbst regieren wollte.

Dein Wille geschehe wie im Himmel also auch auf Erden.

Hiebei stell' ich mir den Himmel mit den heiligen Engeln vor, die mit Freuden seinen Willen tun, und keine Qual rührt sie an, und sie wissen sich vor Liebe und Seligkeit nicht zu retten, und frohlocken Tag und Nacht; und denk' ich: wenn es doch also auf Erden wäre!

Unser täglich Brot gib uns heute.

'n jeder weiß, was täglich Brot heißt, und daß man essen muß, solange man in der Welt ist, und daß es auch gar schmeckt. Daran denk' ich denn. Auch fallen mir wohl meine Kinder ein, wie die so gerne essen mögen und so flugs und fröhlich bei der Schüssel sind. Und denn bet' ich, daß der liebe Gott uns doch etwas wolle zu essen geben.

Und vergib uns unsere Schulden als wir vergeben unsern Schuldigern.

Es tut weh, wenn man beleidigt wird, und die Rache ist dem Menschen süß. Das kommt mir auch so vor, und ich hätte wohl

Lust dazu. Da tritt mir aber der Schalksknecht aus dem Evangelio unter die Augen: und mir entfällt das Herz und ich nehm's mir vor, daß ich meinem Mitknecht vergeben und ihm kein Wort von den hundert Groschen sagen will.

Und führe uns nicht in Versuchung.

Hier denk' ich an allerhand Exempel, wo Leute unter den und jenen Umständen vom Guten abgewichen und gefallen sind, und daß es mir nicht besser gehen würde.

Sondern erlöse uns von dem Ubel.

Nir sind hier die Versuchungen im Sinn, und daß der Mensch so leicht verführt werden, und von der ebenen Bahn abkommen kann. Zugleich denk' ich aber auch an alle Mühe des Lebens, an Schwindsucht und Alter, an Kindsnot, Kaltenbrand und Wahnsinn, und das tausendfältige Elend und Herzeleid, das in der Welt ist und die armen Menschen martert und quält, und ist niemand, der helfen kann. Und Du wirst finden, Andres! wenn die Tränen nicht vorher gekommen sind, hier kommen sie gewiß, und man kann sich so herzlich heraussehen, und in sich so betrübt und niedergeschlagen werden, als ob gar keine Hilfe wäre. Denn muß man sich aber wieder Mut machen, die Hand auf den Mund legen, und wie im Triumph fortfahren:

Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Macht und die Herrlichkeit in Ewigkeit, Amen.

Nuch Anfang, Mitte und Schluß einer anderen Auslegung des Herrengebotes möge hier seine Stelle finden:

Die Reden Christi sind ein Born, der nicht verlöscht. Wie man aus ihm schöpft, füllt er sich wieder an; und der folgende Sinn ist immer noch größer und herrlicher als der vorhergehende. So ist es mit allem, was aus seinem Munde gegangen ist, mit seinen Sprüchen, mit seinen Gleichnissen; und so ist es auch mit dem Vater — Unser. Je länger man es betet, je mehr sieht man ein, wie wenig man es versteht und wie wert es ist, verstanden und bedacht zu werden, um unbekanntes Schätze auf die Spur zu kommen.

Vater Unser, der du bist im Himmel!

Was ist das?

Luther antwortet sehr schön: „Er will uns damit locken, daß wir glauben sollen, er sei unser rechter Vater und wir seine rechten Kinder, auf daß wir getrost und mit aller Zuversicht ihn bitten sollen, wie die lieben Kinder ihren lieben Vater bitten.“

Dieses Gefühl, dieser Glaube an einen Vater im Himmel, zu dem wir beten dürfen — und dem die Haare auf unserm Haupte gezählt sind, ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt, an dessen Wohlwollen uns alles gelegen ist, und den wir um nichts in der Welt beleidigen möchten —, dieser Glaube ist hier auf Erden des Menschen höchstes Gut, das einzige Gegengewicht, das seinen ungestümen, unbändigen Begierden und Leidenschaften Einhalt tun und einen Ring in die Nase legen kann; ist der einzige sichere Bürge für Wahrheit und Recht in der Welt, und das wahre Palladium des Menschen. Wer es ihm antastet und stört, der bringt ihn um sein Glück, was er ihm auch dagegen wieder gebe und bringe.

Und dieser Glaube bewährt und veredelt sich, je nachdem wir die Worte Christi festhalten und ihrem Sinn nachgehen.

Hebe deine Augen auf zu den Sternen, und siehe: wie sie weit und breit funkeln, größer und kleiner, hinter und neben einander, und wie sich dies herrliche Schauspiel in der Ferne verliert und weiter und weiter in unabsehlich fortgeht! — Aber es kann doch nicht ohne Ende so fortgehen; es muß doch irgendwo eine Grenze sein und etwas anderes kommen. — Worin schwimmt das ungeheure Weltall; und welche Wellen bespülen seine unermesslichen Gestade? — Was ist da, wo die Welt aufhört und rundum die letzten Grenzsterne stehen? Fängt da der Himmel, in dem unser Vater ist, an? Oder ist der Himmel in allem und durch alles? — Unser Vater, wie ist er in der Welt, wo die Haare auf unserm Haupte gezählt sind? — Wie ist er außer der Welt, durch die Unendlichkeit? — Und was ist in sich sein großes heiliges Wesen? —

Frage so in dir — und du verstummst und beugst die Knie.

Und was würde es sein, wenn du mehr von dem hättest, was Christus bei dieser Einleitung zu seinem Gebet im Sinn hatte! . . .
Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch
auf Erden!

Niemand ist gut, als der einige Gott! Und sein Wille will nur Eins von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Dies Eins wollte der Wille, wenn Gott je in heiliger Stille und Einsamkeit existierte und alles Wohlsein in ihm eingeschlossen war, in Gott. Und als Gott sich in freie Wesen ergoß, da wollte sein Wille dies Eins in allen den einzelnen freien Willen wollen, damit so das Wohlsein Gottes durch alle Wesen forterpflanzt werde, und überall und allenthalben Einklang und volle Genüge sei.

Wo also Mißklang und Not und Ungemach ist, wie hier bei uns auf Erden, da müssen einzelne Willen, die anders wollen, im Wege sein und den einen Ton, der durch Himmel und Erde tönen sollte, stören. Und es kann des Mißklangs, der Not und des Ungemachs kein Ende werden, oder diese einzelnen Willen müssen sich ändern und wieder in den großen Willen eingehen.

Um also die dritte Bitte recht zu verstehen, mußten wir wissen, was der Wille ist; und davon wissen wir wenig oder nichts. Wir Menschen lassen unsern Willen gewöhnlich, und fast immer, durch scheinliche und zum Teil sehr nichtswürdige Bewegursachen meistern und überwinden. Aber Beispiele alter und neuer Zeit lehren und beweisen die Unabhängigkeit und Unüberwindlichkeit des menschlichen Willens, und ein jeder fühlt es in seinem Innersten, daß sein Wille unabhängig und unüberwindlich sein kann. Aus dem nun und aus der Ehrerbietigkeit und Achtung, welche andre Menschen und die Geseze für Genehmigung und Einwilligung haben, urteilen wir mit Recht, daß der Wille hoher Natur sei. Aber dabei bleibt es auch mit unserm Wissen vom Willen.

Und ebenso ist's mit unserm Wissen von dem: wie im Himmel, also auch auf Erden.

Wir kennen den Himmel nicht, und unsre Träume davon treffen nur sehr von ferne zu.

Christus kannte die Seligkeit im Himmel, wo Gottes Wille geschieht. Ihm war die Not und das Ungemach der Erde, wo Gottes Wille gehindert wird, nicht unbekannt. Er hatte, seit der Welt Grund gelegt ward, bei sich beschlossen, zu Hilfe zu kommen und war jetzt auf Erden, das allgemeine Hindernis zu überwältigen und uns über die besonderen Hindernisse in jedwedem Einzelnen den Sieg möglich zu machen und einzuleiten. Die Willkür ist so zarter und edler Natur, daß sie keinen Zwang leidet und sich selbst freiwillig opfern will und opfern muß, wenn sie genesen soll. Christus konnte denn mit aller seiner Liebe

und Barmherzigkeit nicht mehr tun, als er getan hatte, und Ihm blieb nichts übrig, als uns noch selbst an den Vater zu weisen: Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden!

Wir sehen und verstehen also, warum wir die dritte Bitte beten sollen; aber wie Gottes Wille geschieht, wie Eigenwille den großen Willen hindert und wieder in ihn eingeht, das wissen und verstehen wir nicht.

Und so geht es fort mit allen Bitten, von der vierten an, wo Buchstabe und Geist lehren, daß hier auch von dem Brot, Joh. 6, das für uns ein Geheimnis ist, die Rede sei, bis an die siebente, wo um Erlösung, nicht allein vom zeitlichen Übel, sondern auch von dem Ur-Bösen, gebetet wird, damit, wenn wir physisch und geistig von ihm erlöst worden und er, wie dort Judas, hinausgegangen ist, Joh. 13, 31, nun des Menschen Sohn verkläret werde. Welches alles für uns hohe und unbekannte Dinge sind...

Ob wir nun aber das Vater- Unser nicht ganz verstehen, so kann dies doch unser Vertrauen und unsre Andacht und Zuversicht, es zu beten, nicht stören. Wir verstehen genug, um zu wissen, was uns an der Erhöhung dieses Gebets gelegen ist und daß wir es nicht oft und herzlich genug beten können. Und für das Übrige verlassen wir uns auf den, der es uns zu beten befohlen hat.

Der muß so bei allem unserm Gebet das Beste tun.

Eine ausführliche Schrift, die 1809 als Sonderdruck erschienen war, behandelte in Form einer theologischen Abhandlung „Das heilige Abendmahl“; darin wird unter Berufung auf das Neue Testament, auf griechische und lateinische Kirchenväter, Luther und die Augsburger Konfession der unbegreiflich geheimnisvolle Charakter dieses Sakramentes aufgezeigt, wobei er im Wesentlichen an Luthers Auffassung festhält, jedoch so, daß er die Möglichkeit einer Einigung „der selbst die Reformation so nahe gewesen, nicht minder ernst betont“ (W. Herbst). Claudius kommt zu dem Schlusse:

„Es läßt sich wohl nichts Größeres und zugleich Erößlicheres denken, als was die Heilige Schrift von einem Leibe sagt,

wo der ganze Leib sich hält an dem Haupt und von ihm durch alle Gelenke und Fugen Handreichung empfängt, und wo ein jedes Glied an dem andern hanget und eins dem andern nach seinem Maße Hilfe tut und machet, daß der Leib wächst zu seiner Selbst-Besserung, bis daß wir alle hinkommen, zu einerlei Glauben und Erkenntnis des Sohnes Gottes.“

Immer stärker richtet sich sein Anliegen darauf, die Persönlichkeit Christi in ihrer ganzen Tiefe zu erfassen und für andere darzustellen, wie er es in mehreren Briefen an Andres versucht; so seien einige der wichtigsten Abschnitte daraus wiedergegeben:

„Und nun ein Erretter aus aller Not, von allem Übel! Ein Erlöser vom Bösen! Und nun ein Helfer, wie die Bibel den Herrn Christus darstellt, der umherging und wohlthat, und selbst nicht hatte, wo er sein Haupt hinlege; um den die Lahmen gehen, die Aussätzigen rein werden, die Tauben hören, die Toten aufstehn und den Armen das Evangelium gepredigt wird; dem Wind und Meer gehorsam sind, und der die Kindlein zu sich kommen ließ und sie herzte und segnete; der bei Gott Gott war und wohl hätte mögen Freude haben, der aber an die Elenden im Gefängnis gedachte und verkleidet in die Uniform des Elends zu ihnen kam, um sie mit seinem Blut frei zu machen; der keine Mühe und keine Schmach achtete und geduldig war bis zum Tode am Kreuz, daß er sein Werk vollende — der in die Welt kam, die Welt selig zu machen, und der darin geschlagen und gemartert ward und mit einer Dornenkrone wieder hinausging! — Andres, hast du je 'was Ähnliches gehört, und fallen Dir nicht die Hände am Leibe nieder? Es ist freilich ein Geheimnis, und wir begreifen es nicht; aber die Sache kömmt von Gott und aus dem Himmel, denn sie trägt das Siegel des Himmels und trieft von Barmherzigkeit Gottes . . .

Es ist sehr recht und wahr von Dir geschrieben, Andres, daß man Christus so innig lieben, und so mit ganzem Herzen an ihm hangen kann, weil er so durchaus und über alles gut ist; auch ist das sehr recht und wahr, daß einen die Menschengestalt an ihm so wunderbar freuet. Aber, daß du so gerne im gelobten Lande sein möchtest! — Es dünkt einen freilich so, Andres, als wäre von den Bergen, die er gewandelt, von den Bergen, darauf er mit seinen

Jüngern gefessen ist, noch der Segen nicht wieder genommen; als werde man auf dem Ölberge noch Spuren seines Nachlagers, auf dem Tabor noch Strahlen seiner Verklärung finden; als stehe, wo er die Stadt ansah und über sie weinte, wo er niederkniete und betete, wo er das heilige Abendmahl einsetzte, wo er gekreuziget und gestorben ist, noch immer ein Kreis Engel und gelüste in das Geheimnis hineinzuschauen und bewache den Ort; kurz als sei er uns im gelobten Lande näher. Wir wissen aber, daß er einmal auf Erden erschienen ist sichtbar, damit alle Menschen wüßten, daß er sei und was sie sich von ihm zu versehen haben; und daß er unsichtbar allenthalben ist. Und wo er ist, Andres, ist das gelobte Land. Wie gesagt, solche Empfindungen, so lieblich und lobenswert sie sind, können zu weit führen und sind nicht die Sache. Uns und unserem verderbten Willen aufrichtig entsagen und seinen Willen tun, das ist die Sache; und es ist in keinem andern Heil. Gott sei mit Dir, mein lieber Andres.

... Wer nicht an Christus glauben will, der muß sehen, was er ohne ihn raten kann. Ich und Du können das nicht. Wir brauchen jemand der uns hebe und halte, dieweil wir leben, und uns die Hand unter den Kopf lege, wann wir sterben sollen; und das kann er überschwänglich nach dem, was von ihm geschrieben steht, und wir wissen keinen, von dem wir's lieber hätten. Keiner hat je so geliebt, und so etwas in sich Gutes und in sich Großes, als die Bibel von ihm saget und setzet, ist nie in eines Menschen Herz gekommen und über all sein Verdienst und Würdigkeit. Es ist eine heilige Gestalt, die dem Pilger wie ein Stern in der Nacht aufgehet, und sein innerstes Bedürfnis, sein geheimstes Ahnen und Wünschen erfüllt. Wir wollen an ihn glauben, Andres, und wenn auch niemand mehr an ihn glaubte. Wer nicht um der andern willen an ihn geglaubt hat, wie kann der um der andern willen auch aufhören an ihn zu glauben. Nur eine so zarte, überirdische Gestalt ist gar zu leicht verändert und verstellt, und sie kann von Menschenhänden sozusagen nicht berührt werden ohne zu verlieren. Deswegen ist auch immer des Zankens und Streitens über ihn unter den Menschen kein Ende gewesen."

Am Schlusse seiner Tätigkeit als Schriftsteller verfaßte Claudius ein ausführliches „Valet an meine Leser“, das noch einmal den ganzen Sinn seiner Lebensarbeit zusammenfaßt:

Und somit will ich Feierabend machen und von meinen Lesern Abschied nehmen, und zu guter Letzt noch einmal Hand geben.

Ich entschuldige mich über meine Werke bei ihnen nicht. Ich bin kein Gelehrter und habe mich nie für etwas ausgegeben. Und ich habe, als einfältiger Bote, nichts Großes bringen wollen, sondern nur etwas Kleines, das den Gelehrten zu wenig und zu geringe ist. Das aber habe ich nach meinem besten Gewissen gebracht; und ich sage in allen Treuen, daß ich nichts Besseres bringen konnte.

Das meiste ist Einfassung und Spielwerk, das als ein Blumenkranz um meinen „Becher kaltes Wassers“ gewunden ist, daß er desto freundlicher ins Auge falle.

Im letzten Teil habe ich des Ernstes etwas mehr getan, und die Fahne etwas höher aufgezo-gen, daß man am Ende sehe, von welcher Seite die Luft geht. Sollte ich nun damit unter den Herren Gelehrten und Wortführern wieder böse Leute gemacht haben, so wäre mir das leid. Aber ich konnte mich doch ihretwegen nicht genieren. Ich mußte tun, was recht ist und was ich gleich in der Widmung vor dem ersten Teil dem bewußten Freund (dem Tod) versprochen habe; er soll nun bald kommen, und ich darf es mit ihm nicht verderben. Am Ende wird ja, was wahr und nützlich ist, auch wohl wahr und nützlich bleiben, wenn es von den Gelehrten auch nicht gelobt wird.

Man ist nur einmal in der Welt, und ist nicht darin, ihr nach dem Sinn zu reden und Heckerlinge zu schneiden. Es schafft nicht, daß der Mensch mit niedergeschlagenen Augen sitze und sich räuspere und seufze; er soll die Augen frei aufschlagen und frisch und fröhlich um sich sehen. Aber man kleinmeistert und lacht sich nicht durch die Welt, und die sind übel berichtet, die da glauben und lehren, daß die Menschen hier nichts anderes zu tun hätten und daß sie hier so recht à leur aise [zu ihrer Freude] wären.

Sehe doch einer nur an, wie sie in die Welt hereinkommen und wie sie wieder hinausgehen, weiß Standes und Ehren sie sind! — Wer dazu lachen und sich das aus dem Sinn schlagen oder sich darüber mit den Kategorien (Kants) usw. trösten kann, der mag ein Philosoph sein; aber ein vernünftiger Mensch ist er nicht.

Und auch zwischen dem Herein und Hinaus, selbst wenn es am besten geht, was ist denn der Mensch, und was hat er? — Er hat Himmel und Erde, Meer und Land, Berg und Thal, Sonne und

Mond usw. und die sind groß und herrlich; aber, recht bei Lichte besehen, ist alles, was man sieht, doch nur äußere Rinde und Kruste, schöne Kisten und Kästen mit Kleinodien, zwischen denen der Mensch herumgeht wie ein Knecht, vor dem der Herr sie verschlossen hat. Er fühlt wohl, daß es anders sein könnte; denn was sind seine kühnen Vermutungen und seine Träume über den inwendigen Zusammenhang und die verborgenen Triebfedern der Natur anders, als Zeichen und Beweise seines Anrechts an ihre Erkenntnis? — Aber sein Anrecht ist beschlagnahmt, und er geht, neben dem Born des Lichts, hungrig und durstig nach Erkenntnis und muß es sich kalt und warm um die Nase wehen lassen und mit allen Elementen kämpfen, bis sie ihn wieder verschlungen haben.

Man tröstet sich mit der innerlichen Größe des Menschen und gloriiert über das Hohe und Göttliche seines Verstandes und seiner Vernunft. Ja wohl ist der Mensch groß und göttlich; aber gerade hier ist es, wo einem das Gloriiere vergeht und die Tränen in die Augen treten, wenn man sieht und gewahr wird, daß das Große und Göttliche wider seine Natur in uns gehemmt ist; und es sollte walten.

Der Weg, den der Mensch in dem, was Künste und Wissenschaften heißt, dazu einschlägt, ist lobenswert und edel; aber sie sind höchstens, wofür sie auch in alten Zeiten nur gegolten haben, ein Weg, und nicht das Ziel; und wer sie für das Ziel nimmt und darin hängen bleibt, der verkauft seine Erstgeburt um ein Linsengericht, der sattelt in der Wüste ab, um das Pferd zu bewundern und bewundern zu lassen, mit dem er weiter und ins gelobte Land reiten sollte, wo der Almosenpfleger wohnt.

Die Reinigung kann ja nicht in dem Gebrauch des Unge reinigten bestehen, und wenn der Eimer von eigener Weisheit voll ist, kann ja keine andre hinein. Und darum muß, wenn was Bescheutes werden soll, alle eigne Weisheit und aller Selbstdünnel zu Kreuze kriechen und der Sokratischen Unwissenheit Platz machen. Nur in der Niederung sammelt sich das Wasser, und dem Almosen gebührt ein Mann in Lumpen, wie auch Ulysses erfahren hat; denn nicht als Held und Feldherr, sondern in Bettlers Gestalt fand er seine Penelope wieder.

So ist das Denken und die Denkkraft ja auch nur die Hälfte des Menschen, und noch dazu die unrechte Hälfte, mit ihr die Veränderung und Besserung des Ganzen anzufangen, weil sie an und

in sich selbst feststeht. So wenig es von mir abhängt, Schwarz als Schwarz zu sehen, ebensowenig hängt es von mir ab, den Pythagorischen Lehrsatz zum Beispiel wahr oder nicht wahr zu finden. Aber der Wille, der kann wollen und sich ändern und so auf die Denkkraft Einfluß nehmen. Und wer wie Gott wollen kann, der wird auch wie Gott denken lernen, er sei gelehrt oder ungelehrt, ein Polyhistor (Bielwiffer) oder ein Schuster.

... Doch es ist ein köstlich Ding, daß das Herz oder diese Gestalt fest sei; und man kann sich um eine solche nicht zuviel Mühe geben. Die Leser werden aber finden, daß sie desto unfechter ist, je mehr Sinnlichkeit in ihr obwaltet, und daß man sich also *sauer* werden lassen und manches versagen und aus dem Sinn schlagen muß, um sie nach und nach davon zu säubern und festzumachen.

Diese Welt und die Dinge, die darin sind und zu ihr gehören, liegen uns *nah*, und die *Natur* hängt sich gerne an und sammelt sie; aber sie sind nur ein lustig Wesen und ein trüglicher Schatz. Auch das Zeitliche und Sichtbare an uns selbst hat nicht Bestand und Wert, ist nur ein brechlicher Verschlag, und inwendig wohnen wir.

Was unsichtbar und geistig ist, das nur ist fest und ewig. Und *der* Art sind auch die rechten Schätze, die der *Kost* nicht frißt, und die jene Gestalt unbeweglich und feuerfest machen. Und *die* sammelt der *Glaube*.

Aber *Glaube* ist in der gelehrten Welt ein unbekannt Ding. Er *existiert* nicht in *abstracto*, und wo er in die Hand genommen wird, um *besehen* zu werden, da gebiert er nichts als *Hader* und *Zank*; wo er aber in seinem natürlichen *Adel*, in einem Menschenherzen, wohnt und wurzelt, da zeigt er wohl, was er ist und was er kann, und wie er hier dem Menschen passe.

Sehen wir's doch im Kleinen und in Dingen dieser Welt, wie ein Mensch, der *Glauben* und *Vertrauen* zu sich und seiner Sache hat, mit *Vollherzigkeit* und *Sicherheit* fährt, wie ihm alles von der Hand geht, und es mit ihm gegen den *dürren*, *hagern*, *unschlüssigen* *Klügler* gar ein *ander* *Leben* und *Wesen* ist.

Was wird es denn sein mit einem, der ewigen, unvergänglichen Dingen vertraut, der an einen allgegenwärtigen *souveränen* *Tröster*, einen *Stiller* *alles* *Haders*, *glaubt* und eines *Neuen* *Himmels* und einer *Neuen* *Erde* wartet? — Der wird auf dieser Erde den Fuß in *Ungewittern* und das Haupt in *Sonnen-*

strahlen haben, wird hier unverlegen und immer größer sein als was ihm begegnet, der hat immer genug, vergibt und vergift, liebt seine Feinde und segnet, die ihm fluchen; denn er trägt in diesem Glauben die beste Welt, die ihn über alles tröstet, und wo solche Gefinnungen gelten, verborgen in seinem Herzen, bis die rechten Schätze zum Vorschein kommen.

Wir sind nicht umsonst in diese Welt gesetzt; wir sollen hier reif für eine andre werden, und man kann unsern Körper als ein Stadterhaus ansehen, wo das wilde Wasser von dem guten geschieden werden soll. Es ist nur Einer, der dazu helfen kann, und dem sei Ehre in Ewigkeit.

Behabt Euch wohl.

Für unsern Claudius ist es endlich bezeichnend, daß sein letztes öffentliches Wort „Die Predigt eines Laienbruders zu Neujahr 1814“ war, mit deren auszugsweiser Wiedergabe unsere Darstellung dieses Boten des Evangeliums beschlossen sei:

Moses sprach zu Gott:

Wer bin ich, daß ich zu Pharao gehe.

2. Mos. 3, 11.

Deutschland hatte seiner Ahnen-Zugenden vergessen; der Geist der alten Biederkeit, der Brudertreue und Mannkraft war gewichen, und Irreligiosität, Wohlleben und Weichlichkeit waren an ihre Stelle getreten. — Deutschland hatte seiner Ahnen-Zugenden vergessen und schlummerte tief, und weit und breit.

Als aber eine edle Stimme aus Norden es weckte, befann es sich sein; der alte Mut erwachte, groß war die Menge der Helden — und die vereinte Kraft und Weisheit machte dem Unfug ein Ende.

Doch das kostet und hat gekostet. Deutschlands Berge und Täler triefen von Blut, seine Ebenen sind mit Leichen bedeckt, seine Städte und Dörfer liegen öde und verwüstet, und die Einwohner sind entflohen und irren verlassen und traurig umher.

Es bleibt dem Edelmut und der Rechtlichkeit der Fürsten und Väter der Völker aufbehalten, das Andenken der für Vaterland und Freiheit gefallenen Helden zu ehren, ihre Witwen und Waisen

zu versorgen, die Flüchtigen zu sammeln, die öden und verwüsteten Städte und Dörfer herzustellen und das getane und geschehene Böse, so viel möglich, wieder gut zu machen.

Das alles ist indes nur ein Teil der ihnen von Gott anvertrauten Sorge, und bei weitem der geringere.

Wir gehen hier auf Erden in Fleisch und Bein einher; aber wir sind nicht Fleisch und Bein.

Der Mensch ist unsterblich! Der Mensch ist unvergänglicher Natur und bestimmt, über die vergängliche Natur zu herrschen und Gottes Ebenbild und Stellvertreter auf Erden zu sein; das war er ursprünglich, und das kann er wieder sein und in seine ursprüngliche Herrlichkeit hergestellt werden.

Doch zu einem so hohen und großen Werk reichen die Kräfte der vergänglichen Natur, die mit dem Menschen nicht gleicher Art und zerteilet und zerstreuet sind, nicht hin.

Es ist ein Erstes hochgelobtes Wesen, dessen Geschlecht wir sind, die hochheilige Fülle und Urquelle alles Guten, von dem alle Kräfte herkommen, und in dem sie alle unzertrennt und Eins sind. Und nur bei dem Wesen ist für uns Hilfe und Rat. Bei Menschen ist es unmöglich; aber bei Gott sind alle Dinge möglich.

Aber Gott ist dem Menschen, seit dem Fall, ein verborgener Gott. Er ist ein Licht, und ist in ihm keine Finsternis; und er wohnt in einem Lichte, da niemand zukommen kann.

Da man sich aber nach einem unbekanntem Gut nicht sehnen kann, und das heimliche Wort, das von Gott in jedwedem Menschen redet, in allen nicht deutlich und verständlich von ihm redet; so hängt alles daran, daß er bekannt gemacht und verkündigt werde. Wie sollen sie glauben, von dem sie nicht gehört haben.

Das haben alle Menschen, die Kenner der Natur und Freunde Gottes waren, tief gewußt und sich von der Welt her angelegen sein lassen, auf mancherlei Weise ihn bekannt zu machen und zu verkündigen.

Deswegen predigte Johannes in der Wüste des jüdischen Landes.

Deswegen zog Christus selbst im jüdischen Lande umher und predigte am Wege, auf Bergen, aus dem Schiff, in den Schulen und im Tempel und tat Wunder und Zeichen, damit sie hörten und sähen, daß er es sei, auf den die Väter gehofft hatten!

Deswegen gingen seine Apostel aus in alle Welt und lehrten alle Heiden und achteten keine Schmach und hielten ihr Leben nicht

teuer; denn sie wußten, an wen sie glaubten und was sie selbst an ihm hatten und andern an ihm verkündigten.

Und deswegen gingen seitdem und gehen noch immer bis auf den heutigen Tag in Kraft und in Schwachheit Boten zu den entferntesten Nationen, über Land und Meer, zu verkündigen die frohe Botschaft von Christus; und die heiligen Schriften werden dormalen mit einem neuen lebendigen Eifer in aller Welt Hände gefördert, daß sie unterweisen zur Seligkeit.

Wir waren ursprünglich ein Land, das von sich selbst und ohne Säen und Aekern Früchte trug und ohne Ende würde getragen haben, wenn wir dem Guten getreu geblieben wären und uns von dem Bösen entfernt gehalten hätten.

Wenn der natürliche Mensch, der nichts vernimmt vom Geist Gottes, der eigenwillig, selbstüchtig, rachgierig, herrschüchtig ist, wenn der die Überhand hat; so kann die Lehre, die Verleugnung, Selbstverachtung, Niedrigkeit, Ergebung, Kreuz-auf-sich-nehmen predigt, keinen Eingang finden. Das Licht scheint vergebens in der Finsternis; Christus kommt vergebens in sein Eigenthum; er wird nicht aufgenommen. Ohne das kann aber das Reich Gottes nicht kommen und die Wahrheit und Herrlichkeit des Christentums nicht offenbar werden.

Der Schein eines gottseligen Wesens kann ohne seine Kraft da sein. Das Wort der Predigt hilft nichts, wenn nicht glauben die, so es hören.

Und es ist möglich, daß in einem Lande Christus von allen Kanzeln und Lehrstühlen gepredigt wird und in aller Menschen Mund ist, und daß doch in dem Lande Christus unbekannt ist und in dem Lande ein Wandel nach väterlicher Weise gang und gebe ist.

Wir Menschen wollen das Unsichtbare und Unvergängliche zum Freund haben, weil wir in unserm Inwendigsten fühlen, daß wir deß nicht entbehren können, daß uns das allein genügen kann und alles andre zu wenig ist; und doch sind wir nicht groß und edel genug, Gott zu trauen, um das Sichtbare und Vergängliche fahren zu lassen. Wir dienen zweien Herren, um von beiden Vortheil zu ziehen.

Aber „Niemand kann zweien Herren dienen; entweder er wird den einen lieben und den andern hassen, oder er wird dem einen anhangen und den andern verachten.“

Und so bringen wir uns um Kleinod und Glück und machen uns unglücklich, nicht allein weil wir betrogen sind und die Welt mit ihrer Lust vergeht, sondern auch, und hauptsächlich, weil wir, solange wir dem einen Herrn dienen, von der Freundlichkeit des andern keinen Begriff haben und ihn nicht können kennen lernen. Und wer ihn kennen lernt, der hat das Kleinod funden, der begehrt nichts mehr und gibt alles andre daran und verläugnet mit Freuden alles um seinetwillen. Und wer um seinetwillen nicht alles verläugnen kann und verläugnet, der ist sein nicht wert.

Ein jeder Mensch hat wohl für sich in seinem Leben die Erfahrung im Kleinen gemacht, daß der und jener auch oft unbedeutende Umstand und Zufall sonderbar auf sein Gemüt gewirkt und ihm nahegelegt und leicht gemacht hat, was ihm sonst weit weg lag und schwer war. Und so ist es auch im Großen. Außere Umstände können zu Hilfe kommen, daß der Acker zugerichtet wird und der Same gedeihen kann. Und wenn der Acker zugerichtet ist: dann ist es Zeit zu säen, und der Sämann muß ausgehen und nicht säumen.

Vielleicht ist seit der Einführung des Christentums keine Zeit gewesen, wo der Acker so gut und so weit und breit zugerichtet war, als zu dieser unsrer Zeit. Gott hat ihn zugerichtet und, weil gelindere Mittel nicht helfen wollen, strengere und eine allgemeine Züchtigung zugelassen.

Der Krieg, der nie so weit und breit durch ganz Deutschland und durch fast alle Länder von ganz Europa wütete, hat den Menschen die Güter, darin sie ihr Glück suchen und daran sie ihr Herz hängen und davon sie in der Güte nicht lassen wollten, mit Gewalt genommen, daß sie sich nach Gütern, die nicht genommen werden können, umsehen, oder sie doch wenigstens von der Nichtigkeit und Unsicherheit jener Güter lebendiger überzeugt und in ihrer Anhänglichkeit an sie gestört; er hat dem Dünkel, der Selbstweisheit und Selbsthilfe, die ihr Haupt emporgehoben hatten, den Mut gebrochen; er hat die Menschen Ergebung und Unterwerfung unter die gewaltige Hand Gottes gelehrt und durch mancherlei Unrecht und Gewaltthatigkeiten, Verlust und Ungemach ihre Herzen mürbe gemacht und zerschlagen. Mit einem Wort, er hat sie für die Hilfe, die allein helfen kann, empfänglich gemacht.

Und was bedarf es mehr als empfänglich zu sein, um zu empfangen und glücklich zu werden. Denn die Sonne scheint

alle Wege und wird nicht müde zu scheinen; sie schüttet Tag und Nacht, ewig und ohne Ende, ihre Strahlen über alles aus und erfreuet und segnet, was und wo sie treffen und nicht gehemmt und gehindert werden.

Zuerst und vor allem können die Fürsten und Vorgesetzten der Völker zum Neubau des Reiches Gottes beitragen. Ihren Händen ist die Sorge für andere Menschen von Gott anvertraut, und es ist nichts Kleines und Geringses, was ihren Händen anvertraut ist. Der geringste ihrer Untertanen und Untergebenen ist ein Mensch wie sie und wert geachtet vor Gott. Er ist nicht für diese v e r g ä n g l i c h e Welt beschieden, sondern nur auf eine kurze Zeit hierher getan, daß er, unter ihren Augen, durch ihre weisen Anstalten und Vorkehrungen und durch ihr Beispiel, für eine u n v e r g ä n g l i c h e zubereitet und tüchtig gemacht werde. Da wird er ewig sein und bleiben, und da wird er über die, deren Händen er hier anvertrauet war, ewig frohlocken oder ewig jammern und wehklagen.

Dazu können sonderlich die Priester beitragen, denn sie sind nicht Lehrer einer irdischen und menschlichen Weisheit, sondern Inhaber der W a h r h e i t und Haushalter über Gottes Geheimnis.

W e r, wie Jakobus sagt, beharrlich schaut in das vollkommne Befehl der Freiheit, d e r weiß, woran er ist und ob es der Mühe lohnt, ein Christ zu sein.

Ein solcher würde bei dem Bau des Reichs Gottes mit K a t und L a t an Hand gehen und allerdings vor andern dazu helfen und beitragen können; doch wir alle können, jedermann kann dazu helfen und beitragen, er sei Lehrer oder Lehrling, Herr oder Knecht, gelehrt oder ungelehrt, Priester oder Laie, reich oder arm, hoch oder niedrig, Bürger oder Bauer. Aber, es trete ab von der Ungerechtigkeit, wer den Namen Christi nennet. Er muß denn bei sich anfangen und, nach ernstlicher Prüfung und Selbstverleugnung, s e i n e n Willen aufgeben und Gottes Willen tun wollen bis in den Tod; und nicht davon weichen wollen weder zur Rechten noch zur Linken. Das ist: er muß zuerst selbst auf rechtem Wege sein und dann, unverhohlen und ohne Ansehen der Person, strafen und bitten und ermahnen aus Herzensgrund und dabei sein Licht leuchten lassen vor den Leuten, daß sie seine guten Werke sehen und seinen Vater im Himmel preisen.

So etwas, mehr oder weniger, könnte die Folge der allgemeinen Züchtigung und des über Deutschland und Europa ergangenen Elendes und namenlosen Jammers werden. Und, wenn das würde, — wenn die Bösen gut, die Unbekehrten bekehrt würden; wenn Recht überall geehrt und Redlichkeit und ernster Sinn allgemein auf Erden würde; wenn das Reich Gottes nicht Essen und Trinken, sondern wieder Gerechtigkeit und Friede und Freude in dem heiligen Geist würde; wenn der, der allein wahrer Gott ist, und den er gesandt hat, Jesus Christus, erkannt würde in Hütten und in Palästen — wenn das würde, so wäre auch diese Zeit Leiden nicht wert der Herrlichkeit, die alsdann würde geoffenbaret werden.

Und Ihr, Ihr Traurige und Betrübte, die Ihr, nahe und ferne, trostlos steht und über Euren Verlust, über Eure Söhne, Eure Freunde und Beliebte weint, verzaget nicht! Und wenn der Trost, daß sie für Freiheit und Vaterland gelitten haben und gestorben sind, Euch nicht trösten kann; h i e r ist eine Aussicht, die über Tod und Grab und über alles, was irdisch ist, erheben und Eure Tränen trocken kann.

Friedrich Leopold Graf v. Stolberg

Andenken des Wandsbecker Boten 1816.

Der Bote ging in schlichtem Gewand,
 Mit geschältem Stab' in der biedern Hand,
 Ging forschend wohl auf und forschend wohl ab,
 Von der Wiege des Menschen bis an sein Grab.
 Er sprach bei den Frommen gar freundlich ein,
 Bat freundlich die andern auch fromm zu sein,
 Und sahn sie sein redliches, ernstes Gesicht,
 So zürnten auch selbst die Toren ihm nicht.
 Doch wußten nur wenige, denen er hold,
 Daß im hölzernen Stabe gediegenes Gold,
 Daß himmlische Kraft in dem hölzernen Stab,
 Zu erhellen mit Lichte des Himmels das Grab.

Nun ruhet er selbst in der kühlig'n Gruft,
Bis die Stimme des hehren Erweckers ihn ruft;
O, gönnet ihm Ruh in dem heiligen Schrein,
Und sammelt die Ernten des Säemanns ein!
Er säte das Wort und sein Leben war Frucht,
Er führete lächelnd zu heiliger Zucht;
O spendet ihm Blumen aufs einsame Grab
Und schauet getrost in die Ruhstätt' hinab! . . .

Zeugen des gegenwärtigen Gottes

Eine Reihe christlicher Lebensbilder.

Jeder Band in Pappe gebunden mit farbigem Schutzumschlag und Bild.

Einzelnummer DM 1.40, Doppelnummer DM 1.80.

Band 1

Bodelschwingh

Ein Lebensbild für unsere Zeit.

Von Pastor E. Senf, Lobetal. (14.—23. Fbd.) 80 S.

Band 2

Pastor Wilhelm Busch

Ein fröhlicher Christ. Geschichten und Erinnerungen.

Von P. Wilh. Busch. (21.—30. Fbd.) 76 S.

Band 3

Johann Christoph Blumhardt

Ein Zeuge des gegenwärtigen Gottes.

Von Dr. Alo Münch. (11.—20. Fbd.) 96 S.

Band 4

Carl Hilty

Ein Freund Gottes.

Von Dr. Friedrich Seebach. 76 S.

Band 5

Samuel Keller

Gottes Werk und Werkzeug.

Von Pastor Ernst Bunke. (2. Auflage) 87 S.

Band 6

Was ich mit Jesus erlebte

Von Margot Wurm von Zink, geb. Gräfin Lottum.

(22.—31. Fbd.) 80 S.

Neuerscheinungen:

Band 7/8

Matthias Claudius

Der Wanders Becker Bote.

Von Dr. Friedrich Seebach. 116 S.

Band 9/10

Mathilda Wrede

Die Freundin der Gefangenen und Armen.

Von Marie Luise v. Koon. 120 S.

Band 11

Heinrich Jung-Stilling

Wanderer an Gottes Hand.

Nach Margareta Spörlin. 80 S.

Unsere Zeit, die nach gelebtem Glauben verlangt, lernt in diesen Lebensbildern Vorbilder des lebendigen Glaubens kennen.

Die Reihe wird fortgesetzt!

Dies sind kleine, nicht teure, doch gut geschriebene Lebensbilder, die recht empfohlen werden können. Gerade unsere Jugend sollte solche Lebensbilder lesen, um daraus die Wirklichkeit und Schönheit des echten Christentums zu lernen

„Ev. Allianzblatt“.

Sprich Du zu mir!

**Kurze Betrachtungen über biblische Texte
für alle Tage des Jahres.**

7. Aufl. / 28.—30. Tsd. / 392 Seiten / Halbkor DM 7.50

Ganz kurz, ganz praktisch, immer anfassend, meist mit einer kleinen Geschichte oder einem treffenden Wort geschmückt, sind diese Betrachtungen immer ein Hinweis auf die Quelle des Lebens, auf den, der das Wort ist. **Er spricht wirklich in diesen Andachten zum Leser.**

Die Worte, die den Betrachtungen zugrunde liegen, stehen in innerem Zusammenhang zueinander, so daß eine Betrachtung die andere nicht verwischt, sondern dieselbe vielmehr erweitert und vertieft. Ich habe mich an den warmen praktischen Betrachtungen herzlich gefreut und wünschte, daß noch viele durch den Gebrauch dieses Buches gesegnet werden möchten.

Pastor E. Modersohn.

Frohes Alter

Alten und Jungen zu Freude und Nutzen.

31.—35. Tsd. / 192 Seiten auf Offsetpapier / Halbkor
DM 5.40.

Eine silberne Schale voll goldener Früchte, ein goldener Becher voll köstlicher Weisheit, geschöpft aus dem Born ewiger Wahrheit. Wer diese Früchte ißt und diesen Wein trinkt, dessen Herz wird bewahrt bleiben vor der gräßlichen Krankheit: in Griesgram alt zu werden. Wir möchten der Verfasserin zart und doch fest die Hand drücken und ihr sagen: Du sprichst vom Altwerden wie der Blinde von den Farben, denn du bist ja nur aus der unbewußt frohen Kindheit in die bewußte Seligkeit des Kindseins geschritten

„Basler Nachrichten“.

Wer sein Alter in solcher Seelenfreude durchlebt, der ist selig und hat die Aufgabe, anderen alten und altwerdenden Mitchristen zu solch frohem Alter zu verhelfen. Das versteht Dora Rappard meisterhaft. Darum sei ihr Buch wärmstens empfohlen.

„Theol. Literaturbericht“.